Erinnerungen

aus dem

Jesuiten-Seminar.

Ein Beitrag

zur Kenntniß jesuitischer Erziehung.

Herausgegeben

von

A. Reichenbach,

freireligiöser Prediger.

Dritte neu durchgesehene Auflage.

Braunschweig.

Oscar Häring & Comp.

1874.

Reichenbach

Erinnerungen

aus dem

Jesuiten-Seminar.

Ein Beitrag

zur Kenntniß jesuitischer Erziehung.

Herausgegeben von

A. Reichenbach,

freireligiöser Prediger.

Dritte neu durchgesehene Auflage.

Braunschweig.

Oscar Häring & Comp.

1874.

Druck des Buchdrucker-Vereins der Provinz Hannover,
eingetragene Genossenschaft, in Hannover.

Vorbemerkung
zur ersten Auflage.

Bei den immer schroffer hervortretenden Gegensätzen auf dem Gebiete der Religion, bei dem in Rom tagenden und die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit in Aussicht stellenden Concilium, und bei der immer zunehmenden Erkenntniß, daß für die politischen und socialen Uebelstände ohne Berücksichtigung, ja vorheriger Lösung der religiösen Frage eine gründliche Heilung unmöglich ist, zeigt das Volk mit seinem so lebhaften und darum erfreulichen Interesse an allen öffentlichen Angelegenheiten auch eine große Wißbegierde, und besonders hier in Norddeutschland, auf welches der Jesuitismus zwar schon lange, aber in unseren Tagen mehr als je sein Augenmerk richtet, die Grundsätze des so verschrieenen Jesuitismus kennen zu lernen. Es ist daher nicht zu verargen, wenn es jeden, von dem es weiß, daß er darüber Näheres berichten kann, und den es in kleineren oder größeren Versammlungen in seiner Mitte hat, auch bittet, er möge „erzählen". Wohl gibt es auch genug, die nicht ein wahres geistiges Interesse haben, sondern nur ein rohes, derbes Schimpfen erwarten über Pfaffenthum, worunter sie denn gar zu oft die ganze bestehende, ihnen aber nicht behagende Ordnung verstehen, und die dann auch einen Jeden, der nicht in ihrem Sinne mit den üblichen Phrasen und Gemeinplätzen um sich wirft, eben für einen „Pfaffen" erklären. Für solche sind diese Blätter schon von vornherein nicht geschrieben. Mein ursprünglicher Plan war, die Erfahrungen, die ich während sechzehn Monaten als Zögling eines jesuitischen Seminars gemacht, erst in spätern Jahren, wo ich an Erfahrung und Wissen reicher und an Urtheil reifer, zu verarbeiten. Nur das vielseitige Fragen und allseitige Ersuchen, immer dasselbe wieder zu erzählen, bewogen mich, jetzt schon einen kurzen Abriß zu geben. Dies dürfte eine spätere, sorgfältigere Verarbeitung nicht ausschließen. Man nehme daher die folgenden Blätter nur für das, was

sie sein sollen. Ich möchte nicht einmal polemisch, viel weniger noch gehässig werden, so daß sie auch der wahrheitsliebende Katholik ohne Bitterkeit lesen kann. Wenn ich aber auch manchesmal einer Empfindung Ausdruck verleihe, so ist sie nur rein persönlicher Natur, und soll sogar mit meiner gegenwärtigen Stellung und meinen jetzigen Grundsätzen wenig oder gar nichts zu thun haben: nicht was ich jetzt empfinde, sondern was damals meine Seele bewegte, soll ein solcher Ausdruck geben. Es waren die Empfindungen eines suchenden und von den Stürmen des Schicksals herumgepeitschten Gemüths. — Für Leser, die mit dem Cultus der römisch-katholischen Kirche weniger bekannt sind, habe ich da und dort, wo ich es für nöthig gehalten, kurze Erläuterungen beigefügt.

Braunschweig, im Juni 1870.

A. Reichenbach.

Vorwort
zur dritten Auflage.

So störend der beim Erscheinen der ersten Auflage ausbrechende Krieg anfänglich war, so ist doch der Werth des vorliegenden Werkchens sehr bald von verschiedenen Seiten und Zeitschriften (z. B. besonders von den der „Gartenlaube" beigelegten „Deutschen Blättern") anerkannt worden. Die neuesten Ereignisse aber, besonders der Conflict zwischen der deutschen Reichsregierung und dem Ultramontanismus machen es erklärlich, daß man nach einer neuen Auflage einer Schrift verlangt, welche in kurzer, einfacher aber streng wahrheitsgetreuer Weise das innere Leben, das Erziehungssystem und die Grundgedanken des Jesuitismus darlegt. Wir haben daher gewiß allen Grund zu hoffen, daß auch diese neue Auflage gute Aufnahme finden und besonders im gegenwärtigen Kampfe das Ihrige leisten wird. Denn: um einen Feind mit Erfolg zu bekämpfen und ihn schließlich zu besiegen, ist es vor Allem nothwendig, ihn möglichst genau zu kennen.

Hannover, im November 1873.

A. Reichenbach.

I. Eintritt und Empfang.

Es war am Todestage des großen scholastischen Theologen Thomas von Aquin, als ich früh 5 Uhr auf dem Dampfwagen in die große Weltstadt Paris einfuhr. Was ich nie zu träumen gewagt — einmal in meinem Leben nach Paris zu kommen — war nackte Wirklichkeit geworden. Noch war es Nacht, aber schon die entgegenstrahlende helle Beleuchtung, der großartige Bahnhof ließen merken, daß es eine größere Stadt sei, als ich bisher gesehen; — es war ja Paris. Als ich ausgestiegen, suchte ich sogleich einen sog. Fiacre (Miethkutsche) zu bekommen, der mich nach der auf einem Zettel, den ich in der Hand hielt, befindlichen Adresse nach dem Seminaire du saint esprit et du saint coeur de Marie, rue des postes 30 (Seminar vom heiligen Geist und heiligen Herzen Maria, Poststraße 30) bringen sollte. Diese Adresse stammelte ich dem guten Kutscher entgegen, der sie allerdings sich noch einmal wiederholen ließ, da ihm mein Französisch etwas undeutlich vorkommen mochte. Ich stieg in die Kutsche und fort gings durch die Straßen der Weltstadt.

Der Tag begann zu grauen; es war kalt, der Himmel war trübe, kein Sternlein blickte herunter. Stumm und in mich gekehrt saß ich in der Ecke des Wagens. Woher kam ich? Wohin wollte ich? — Hinter mir lag ein Jugendleben von 23 Jahren. War es ein Jugendleben gewesen? — Wenn man sagt, die Jugend sei die schönste Zeit, der Frühling, der Mai des Lebens, so kannte ich keine Jugend. Seit ich den Jahren der Kindheit entwachsen, seit 10—12 Jahren schon war mein Leben ein ununterbrochener Kampf gewesen. Meine Eltern wollten mich zur Händearbeit anhalten, mich zu einem Handwerk erziehen; ich taugte nicht dazu; meinen Hang zu geistigen Beschäftigungen tadelte mein Vater, weil er bei seiner Dürftigkeit, seinem geringen täglichen Verdienste keine Möglichkeit der Ausführung sah. Und doch, ich kam zum Studium, so leicht, so einfach, wie wenn es sich von selbst verstünde. Aber damit begannen auch die Kämpfe. Hineingeschoben in die Klassen des Gymnasiums und wieder herausgezogen und wieder hineingeschoben; bald wieder zu Hause in der Hütte der Eltern, bald wieder in der Stadt lebend, bald bei Verwandten in der Ferne. Bunt, furchtbar bunt

waren sie gewesen, die sog. Jugendjahre, bis endlich ein gewaltiger Schlag, wie ein Blitz, der oben schon lange in dem Zündstoffe der schwarzen Wolkenmassen, die den klaren Himmel verdunkeln, vorbereitet ist, in mein Leben hineinfuhr. Da, durch den Tod der Eltern, durch eigene Schuld zum Theil, sonst durch Verrath und Charakterlosigkeit meiner sog. Freunde Alles verloren, was mir theuer gewesen, da hatte ich nur einen Wunsch, der heißglühend in meiner Seele brannte: ich wollte hinweg von diesem Leben, das mich anekelte, hinweg von diesen Menschen und ihrem Treiben, wo ich nicht mehr hinpaßte. Fort, so weit wie möglich, in die Einsamkeit, und da nur der Wissenschaft und der Religion leben! Und fuhr ich ihr nun nicht entgegen, der Erfüllung dieses heißen Wunsches? Sollte ich nicht schon in der nächsten Stunde aufgenommen werden von einer einsamen Klosterzelle! Sollte ich es nicht bald erhalten, das einfache ehrwürdige Gewand des Religiosen! Und dann da zu bleiben für's ganze Leben, und nur Gott und der Wissenschaft zu leben fortan, nichts wissend von all dem eitlen Treiben der bunten Menge da draußen auf dem großen Markt des Lebens, dessen wildes Geschrei an den hohen Klostermauern zurückprallt. War es nicht eine ganz neue Lebensperiode, die für mich beginnend nur Frieden, — ja, Herzensfrieden, Seelenruhe bringen sollte! — — Der Wagen hielt an, ich stieg heraus, bezahlte dem Kutscher die Fahrtaxe und er fuhr weiter. Es war sechs Uhr Morgens, noch ziemlich dunkel, als ich mitten auf der Straße vor der großen Vorderseite des für mich so wichtigen Hauses stand. Ich hatte die Stunde meiner Ankunft nicht angemeldet; ja, wie ich nachher erfuhr, hatte man mich gar nicht mehr erwartet, da meine Ankunft sich verzögert. Ich zog die Klingel; ein menschlicher Kopf, überzogen von einer weißen Schlafmütze, streckte sich zwischen Eisenstäben heraus; nachdem ich seine Frage nach meinem Begehr beantwortet, wies er mich nach der nächsten großen, offenstehenden Thür. Es war der Eingang in die angebaute Kirche, in welcher eben ein Geistlicher in seinem Ornate die Messe las. Ein dienender Bruder kam mir entgegen und frug mich in deutscher Sprache, ob ich diesen Morgen schon „dem heiligen Meßopfer beigewohnt"; auf meine Bemerkung, daß ich eben in einem Wagen von der Eisenbahn angefahren komme, hieß er mich, erst diesem Meßopfer bis zu Ende beiwohnen, er wollte mir bis dahin eine Erfrischung besorgen. Ich knieete auf einen vor mir stehenden Betstuhl nieder. Meine jüngste Schwester hatte mir bei meiner Abreise noch einen „besonders geweihten Rosenkranz" von weißem Bein zum Andenken geschenkt. Ihn zog ich aus der Hosentasche, ein Gebetbuch besaß ich nicht. So knieete ich da, den Kopf auf die Hände gestützt, aber — beten konnte ich nicht. —

Der Priester verließ den Altar, der Bruder kam und holte mich ab; in der benachbarten Küche hatte er mir erst eine große Tasse Kaffee, dann Brod, Butter und Käse und eine Flasche Wein besorgt. Nachdem ich einiges davon genossen, führte er mich in ein freundliches Fremden-

zimmer, wo ich nun mich ausruhen konnte, nachher sollte ich, wie er sagte, dem hochwürdigen Pater Provinzial vorgestellt werden. Das Zimmer war geheizt, auf dem Tische waren Briefbogen mit dem Stempel der Anstalt, Dinte und Feder. Ermüdet legte ich mich auf das bereitstehende Bett und schlief ein.

Es war drei Stunden später, nachdem ich mich von der langen Reise — ich war von Nancy ununterbrochen gefahren — erholt hatte, wurde ich von einem jungen kleinen Herrn in geistlichem Gewande, der, wie ich bald erfuhr, bereits Pater und Lehrer der Philosophie war, in das Sprechzimmer geführt. Da nämlich keine ungebetenen Persönlichkeiten in die inneren Räume der Anstalt kommen sollten, war das Thor, wie es ja in allen derartigen Anstalten Sitte ist, stets verschlossen; ein dienender Bruder wohnte in einem anstoßenden Zimmer, von wo er durch ein Fenster jeden Ankommenden und Weggehenden nicht nur beobachten konnte, sondern in seiner Gewalt allein auch das Oeffnen der Thür von seinem Zimmer aus hatte; seine Nebenbeschäftigung war die Schneiderei. Neben seinem Zimmer befand sich ein zweites, ziemlich geräumiges mit einfacher, aber sauberer Ausrüstung. In dieses letztere wurde ich geführt. Nachdem ich eine Weile gesessen, öffnete sich die Thür und herein trat eine große, hagere, etwas gebückte Gestalt in langem, schlottrigem, schwarzem Gewande und hölzernen Schuhen, die unmittelbar hinter der Thür abgestreift wurden, so daß die Füße, so weit sie zu sehen waren, in schwarze Strümpfe und Filzpantoffeln gesteckt erschienen. Rechtfertigte diese Gestalt somit vollständig den Jesuiten, so verrieth der Kopf mit seinem schwarzen, krausen Haar, der gelblichen Hautfarbe und der gebogenen Nase auf den ersten Anblick unwiderleglich den — Juden. Es waren nur wenige Fragen, die der Pater-Director, denn dieser war es, an mich richtete: ob ich nun doch gekommen, sie hätten geglaubt, daß ich in meinem Entschlusse wieder wankend geworden; ob ich wirklich mit Ernst und Ueberlegung eintrete und bereit sei, die verschiedenen nöthigen Prüfungen mitzumachen u. dgl. m. Hierauf kündete er mir noch an, daß ich nun vor Allem eine achttägige retraite durchzumachen und am Ende derselben eine Generalbeichte abzulegen hätte; er werde mir sogleich einen bon ange zuschicken. Retraite bezeichnet in der französischen Sprache die geistlichen Exercitien, die Ignatius von Loyola eingeführt und welche nicht nur der Klostergeistliche von Zeit zu Zeit theils einzeln, theils in Gemeinschaft, sondern auch der Weltgeistliche, aber allerdings nicht so häufig und so strenge durchzumachen hat. Bon ange ist im Deutschen so viel als Seelenführer, der jedem Neuling in dieser Lebensweise beigegeben wird, der ihn in Allem, besonders aber in geistlicher Hinsicht zu unterweisen und zu beobachten hat, und selbst einen großen Theil von Verantwortlichkeit für denselben trägt. Ich werde auf beides gleich näher zu sprechen kommen.

Es dauerte nicht lange, so trat der bon ange ein in Gestalt eines jungen Mannes von ziemlicher Größe und blühendem Aussehen, der auf

den ersten Anblick die deutsche Abkunft verrieth. Er bat mich in deutscher Sprache, ihm zu folgen.

Hier will ich Einiges über die Anstalt selbst, in die ich gekommen war, beifügen. Schon früher hatte der Jesuitenorden verschiedene Zweigvereinigungen, congregationes, hervorgebracht, die sich nur durch den Namen und eine etwas veränderte Kleidung von den eigentlichen Jesuiten unterscheiden, die Grundsätze sind dieselben; so z. B. „die Väter vom allerheiligsten Erlöser", auch Redemptoristen, oder nach ihrem Stifter Alphons Maria de Liguori, Bischof von Santa Agatha in Neapel auch Liguorianer genannt. Ein solcher Zweig des Jesuitismus war die Congregation vom h. Geist und unbefleckten Herzen Maria, in welche ich damals eintrat. Ein Jude Namens Liebermann aus Savern begann, angeregt durch das Studium des Talmud, über sein Judenthum tiefer nachzudenken. Dasselbe in seinem Verhältnisse zum Christenthume besonders in's Auge fassend, mag er sich wohl Rath bei katholischen Christen gesucht haben, gerieth in die Hände von katholischen Priestern, die ihn bearbeiteten, bis er seine jüdische Religion abschwur und zur römisch-katholischen Kirche übertrat. Schon im vorgerückten Alter begann er noch das Studium der katholischen Theologie, das er auch beendete. Wegen epileptischen Anfällen, die er hatte, verweigerte man ihm lange die Priesterweihe, die er zuletzt doch in St. Sulpice in Paris erhielt. Eine ganz besondere Verehrung der Mutter Maria veranlaßte ihn, die Congregation, die er in's Leben zu rufen schon länger den Plan hegte, ihr, und zwar ihrem unbefleckten Herzen zu widmen, daher der zweite Theil des Namens der Anstalt. Den ersten Theil des Namens erhielt sie durch Vereinigung mit dem Seminar zum h. Geist in Paris, welches schon lange bestanden als Bildungsanstalt für weltliche Seelsorger innerhalb des Kaiserreichs und als Herberge für fremde Geistliche, aber in einen etwas schiefen Ruf gekommen war. Durch die Vereinigung gewann das Seminar in geistlicher Hinsicht, die neue Congregation aber an Mitteln. Von dieser Vereinigung datirt sich auch der Doppelzweck der Anstalt: einerseits dem frühern Seminar gemäß die Heranbildung junger Theologen zur weltlichen Seelsorge (Weltgeistlichen im Gegensatz zum Klostergeistlichen) für Frankreich, wozu nur Franzosen zugelassen werden, und die äußere Mission, als der ursprüngliche Zweck der Congregation vom unbefleckten Herzen Maria, wozu junge Männer aus allen Nationen zugelassen wurden.

Der damalige Pater-Director, der mich im Sprechzimmer empfing, war Dr. Liebermann, der Neffe des Stifters.*)

*) Nicht zu verwechseln mit dem Seminardirector Dr. Liebermann aus Straßburg, der die institutiones theolog. geschrieben hat.

II. Die geistlichen Uebungen (Exercitien).

Mein geistlicher Führer (bon ange) brachte mich in ein ziemlich geräumiges Zimmer, das allerdings schon einen sehr frommen Eindruck machte, aber doch an keine Klosterzelle denken ließ. Kaum hatte er sich wieder entfernt, um, wie er sagte, einige nöthige Bücher zu holen, als mein ehemaliger Studienfreund K., den ich noch nicht gesehen hatte, heimlicher Weise in der größten Eile mich zu sehen kam. Wir konnten kaum einige Worte wechseln, dennoch konnte ich in diesem ersten Augenblick nicht unterlassen, die Frage an ihn zu richten, wie er denn hierhergekommen sei und ob er es bisher ausgehalten. „Ach was," antwortete er, „wir bleiben doch nicht hier, schaden kann es niemals, man studirt und lernt doch gut französisch." Diese Worte sowie der leichtfertige Ton, in dem er sie gesprochen, machten einen unangenehmen Eindruck auf mich: entweder ehrlich oder gar nicht. Mein Seelenführer kam zurück und brachte einen Arm voll Bücher mit einem silbernen Cruzifix und einer Tagesordnung. Die Bücher waren: eine Bibel (Vulgata), des Thomas v. Kempis Nachfolge Christi; eine Heiligen-Legende (Lebensbeschreibung der Heiligen); geistliche Betrachtungen von Rodriguez, Franz von Sales Philothea und andere.

Die Tagesordnung aber lautete:

Morgens 6 Uhr Aufstehen und nachher sogleich Morgengebet;
¼—7 Uhr geistliche Betrachtung;
7 Uhr Anhören des heil. Meßopfers, nachher Frühstück;
8—9 Uhr Lesen der heil. Schrift;
9—¼10 Uhr Rosenkranz beten;
¼10—¼11 Uhr Lesung in dem Leben der Heiligen;
¼—11 Uhr Niederschreiben der Gedanken und Vorsätze, die man von früh Morgens bis dahin gefaßt;
11—¾12 Uhr geistliche Betrachtung;
¾12 Uhr Particularexamen in der Hauskapelle (beim 12-Uhr-Läuten Beten des engl. Grußes) nachher zum Mittagstisch;
½1—½2 Uhr Erholung;
½—¾2 Uhr Beten des Rosenkranzes;
¾2—¼3 Uhr Kreuzwegstationen;
¼3—¼4 Uhr geistl. Lesung in Rodriguez;
¼—½4 Uhr Beten des Rosenkranzes;
½4—5 Uhr geistliche Lesung (Alphons von Liguori);
5—6 Uhr Niederschreiben der guten Gedanken und Vorsätze, gefaßt während dem Nachmittage;
6—¾7 Uhr geistliche Betrachtungen;
¾7—7 Uhr Besuch des allerheiligsten Altarsacramentes;
7—½8 Uhr Abendessen;

$^1/_2$8—$^1/_4$9 Uhr Erholung;
$^1/_4$9—9 Uhr Vorbereitung zur Betrachtung auf nächsten Morgen und Abendgebet;
9 Uhr Schlafengehen.

Dieser Tagesordnung mögen hier einige Erläuterungen folgen für solche Leser, die mit dieser Lebensweise und dieser Art religiöser Uebungen weniger oder gar nicht bekannt sind. Wohl in allen Religionssystemen finden wir, daß es für heilsam und Gott wohlgefällig erachtet wird, sich auf kürzere oder längere Zeit zurückzuziehen und sich ganz der Betrachtung über Gott und göttliche Dinge und deren Verehrung hinzugeben. Dieses sog. innerliche Leben erreicht seine höchste Stufe im sog. Mysticismus d. i. in derjenigen Erscheinungsweise der Frömmigkeit, in welcher der sittliche Factor derselben ungebührlich zurücktritt, indem einseitig ein Gefühl der Gottergebenheit des menschlichen Geistes festgehalten wird, so daß auch unabhängig von der geschichtlichen Offenbarung Gottes und den Thatsachen des Heils und des religiösen Gemeinschaftslebens, Gott und das Göttliche durch unmittelbare Anschauung und Erleuchtung eines inneren Lichtes erkannt werden soll, wie ein theologisches Lexicon den Mysticismus erklärt. Diese Geistesrichtung fand in den Grundsätzen des Christenthums, wie es sich immer mehr entwickelte, günstigen Boden und besonders an der Lehre von der Erbsünde, in Folge welcher unsere Menschennatur verdorben, an und für sich nur Böses zu vollbringen fähig sei, eine mehr als genügende Veranlassung. Wurden diese geistlichen Betrachtungen Jedem empfohlen als gut und heilsam und zur Läuterung der Seele führend, so mußten sie Menschen, die entweder von einem sündhaften Lebenswandel überhaupt zu einem sittlich-religiösen sich bekehrten oder die aus der Welt in ein Kloster eintraten, ganz besonders nützlich und nöthig sein. So entstanden aus ihnen jene geistlichen Uebungen, die man Exercitien (exercitia) nennt und die in Klöstern und Ordenshäusern gehalten werden und in Betrachtung, Lesungen, Gebeten, Gewissenerforschungen und dem Genuß der Sacramente bestehen. Namentlich sind sie dem angehenden Priester die Tage unmittelbar vor Empfang der Weihen vorgeschrieben. Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, brachte sie in seinem erst vom Bischof von Toledo angefochtenen, im Jahre 1548 aber durch eine päbstliche Bulle gut geheißenen und empfohlenen Buche: „Die geistlichen Uebungen“ in ein System, welches jetzt gewöhnlich als Richtschnur gebraucht wird. Nach ihnen war auch die vorstehende Tagesordnung entworfen. Die gewöhnliche Dauer dieser Uebungen ist acht Tage. Einen solchen Läuterungsproceß sollte auch ich durchmachen, um aus ihm, auf der ersten Stufe klösterlicher Vollkommenheit angekommen, hervorzugehen. Nun zu den einzelnen Punkten selbst.

Früh sechs Uhr, oder auch etwas früher, trat mein geistlicher Führer in mein Zimmer mit einem Lichte und weckte mich mit den Worten: benedicamus domino (lobpreisen wir den Herrn), worauf ich erwachend

antwortete: deo gratias (Gott sei Dank); er weiter: laudetur Jesus Christus (gelobt sei Jesus Christus), und ich hatte zu erwiedern: in aeternum (in Ewigkeit). Hierauf stellte er sein Licht auf den Tisch und entfernte sich, ich stand auf und zog mich an. Die Minuten hiezu waren knapp zugemessen; wenn er zurück kam, knieeten wir zusammen auf den im Zimmer sich befindlichen Betstuhl und es begann erst das Morgengebet, das in Danksagung an Gott für die verflossene Nacht, in Bitte um Bewahrung vor der Versuchung und der Sünde selbst für den nun beginnenden Tag, sowie in Anrufung der Mutter Maria, des Schutzengels, des Namenspatrons, des Patrons des Hauses u. s. w. bestand. Daran knüpfte sich das Angelus domini (englischer Gruß), ein katholisches Gebet, das aus drei Theilen besteht, gewöhnlich von Zweien abwechselnd gebetet wird und in deutscher Sprache wie folgt lautet: 1) Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft und sie empfing von dem heiligen Geiste. Gegrüßet seist du Maria; du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit dir; du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes Jesus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen. 2) Maria sprach: siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte. Gegrüßet seist du Maria u. s. w. 3) Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Selig der Leib, der Jesum getragen, selig die Brüste, die Jesus gesogen. Gegrüßet seist du Maria u. s. w. Dann folgte die geistliche Betrachtung. Zu gleicher Zeit hielten auch die wirklichen Zöglinge der Anstalt ihre Morgenbetrachtung, an welche sich dann unmittelbar die Messe anschloß, der auch ich beizuwohnen hatte. Da ich aber noch nicht zur Anstalt gehörte, auch deren Kleid noch nicht trug, so wurde mir ein Platz in einer der hinteren Ecken der Hauskirche angewiesen. Bei meiner Rückkunft von der Messe in das Zimmer frühstückten wir zusammen und zwar Mehlsuppe. Hierauf Bibellesen, wobei besonders bemerkt wurde, daß man nicht kritisch auf den Inhalt eingehen, sondern sich nur erbauen soll. Diesem folgte das Rosenkranzgebet. Diese katholische Gebetsübung zur Mutter Maria soll von dieser selbst einst dem sog. heil. Dominicus mitgetheilt, gelehrt worden sein. Für die mit demselben unbekannten Leser will ich eine kurze Beschreibung beifügen.

Geburt, Leben, Sterben, Auferstehen und Himmelfahrt Christi in Beziehung auf die Mutter Maria sind von der katholischen Kirche in fünfzehn Momenten aufgefaßt und Geheimnisse genannt. Sie bilden drei Abtheilungen und zwar

I. Die freudenreichen, welche heißen:

1) Den du o Jungfrau (Maria) vom heil. Geiste empfangen hast;
2) Den du o Jungfrau zu Elisabeth (Mutter des Täufers Johannes) getragen hast;
3) Den du o Jungfrau geboren hast;
4) Den du o Jungfrau im Tempel aufgeopfert hast;

5) Den du o Jungfrau im Tempel wiedergefunden hast.

II. Die schmerzensreichen:

1) Der für uns Blut geschwitzt hat;
2) Der für uns ist gegeißelt worden;
3) Der für uns ist mit Dornen gekrönt worden;
4) Der für uns das schwere Kreuz getragen hat;
5) Der für uns ist gekreuzigt worden.

III. Die glorreichen:

1) Der von den Todten auferstanden ist;
2) Der in den Himmel aufgefahren ist;
3) Der den heiligen Geist gesendet hat;
4) Der dich Mutter (Maria) in den Himmel aufgenommen hat;
5) Der dich Mutter im Himmel gekrönt hat.

Die auf Seite 7 erwähnte Gebetsformel: Gegrüßet seist du Maria, du bist voll der Gnaden u. s. w. fünfzigmal gesprochen, und je zehnmal hinter dem Worte Jesus einer der obigen Sätze aus I., II., III. der Reihe nach eingefügt, bildet den Rosenkranz, dem gewöhnlich noch das volle „Vaterunser“ voran oder nachgebetet wird. Alle drei Rosenkränze (I. II. u. III) zusammen bilden einen sog. Psalter.*)

Die Legende ist eine Sammlung von Lebensbeschreibungen in der katholischen Kirche wegen Heiligkeit des Lebenswandels oder Opfertodes heilig gesprochener Männer und Frauen, worin mehr oder weniger Wahrheit mit Dichtung vermischt ist. Eine solche Sammlung kann nur einen kleinen Theil umfassen, die allerhervorragendsten, ja selbst die 365 im Kalender verzeichneten verschwinden gegen die Tausende, die von der Kirche in den verschiedenen Jahrhunderten heilig gesprochen worden sind.

Sowohl während dieser geistlichen Uebungen als auch später für alle Zeit, die man in der Congregation verlebt, hat ein jedes Mitglied, ob Priester oder Schüler oder Laienbruder, täglich das sog. Particularexamen anzustellen. Es beruht vor Allem auf dem Vorsatze, die Laster abzulegen und die entgegengesetzten Tugenden sich anzueignen und besteht sonach in der täglichen Erforschung, wie weit man auf diesem Wege geistlicher Vervollkommnung gekommen, d. h. wie weit es einem von einem Tage zum andern gelungen ist, den Versuchungen einer bösen Gewohnheit nachzugeben, zu widerstehen und dagegen die Gelegenheit, die entgegengesetzte Tugend zu üben, zu benutzen. Auf dieses Particularexamen wird sehr viel Gewicht gelegt. Hatte ich den ganzen Vormittag selbst mit meinem bon ange nicht ein einziges „weltliches“ Wort sprechen dürfen, so hielt ich die Erlaubniß hierzu bei dem mehr als weltlichen Geschäfte des Essens für selbstverständlich. Aber ich hatte mich geirrt. Mit dem jungen Manne, der die Speisen für mich und meinen unzertrennlichen Begleiter brachte, trat ein anderer junger Mann ein, in dem ich bald

*) Das Abbeten eines Psalters wird oft beim katholischen Volke zur Abwendung eines Uebels versprochen.

auch einen früheren Bekannten, den sonst mit einem tiefen, kindlichen Gemüth begabten J. L.. wiedererkannte, der, nachdem mein Seelenführer mir mit einem leicht verständlichen Wink Schweigen geboten hatte, aus den Betrachtungen des genannten Alphons Maria de Liguori vorzulesen begann. Daß dem Essen ein entsprechendes Gebet voranging und folgte, versteht sich von selbst.

Zur Erholungsstunde, die nun folgte, besuchten mich zwei der ältesten deutschen Zöglinge der Anstalt, die nur aus Rücksicht für den Neuling sich in Gedanken etwas in das frühere Leben der Welt versetzten. Daß auch diese Gespräche des geistlichen Anstriches nicht entbehrten, ist gewiß. — Eine Glocke gab das Zeichen, daß die Stunde abgelaufen und stumm entfernten sich meine beiden Landsmänner wieder; ich ging nach meinem Betstuhle und begann den Rosenkranz.

Die Kreuzwegstationen bezeichnen den Anfang des Leidensganges Jesu nach Golgatha, die auf diesem Wege von der frommen Sage überlieferten Vorkommnisse und dessen Tod, wie folgt:

1. Station: Jesus wird von Pilatus zum Kreuzestode verurtheilt.
2. „ Jesus nimmt das schwere Kreuz auf seine Schulter.
3. „ Jesus fällt das erste Mal unter dem Kreuze.
4. „ Jesus begegnet seiner betrübten Mutter.
5. „ Simon von Cyrene hilft Jesu das Kreuz tragen.
6. „ Veronika trocknet mit ihrem Schweißtuche Jesu das blutende Angesicht ab.*)
7. „ Jesus fällt das zweite Mal unter dem Kreuze.
8. „ Jesus tröstet die weinenden Töchter von Jerusalem.**)
9. „ Jesus fällt das dritte Mal unter dem Kreuze.
10. „ Jesus wird seiner Kleider beraubt.
11. „ Jesus wird an das Kreuz genagelt.
12. „ Jesus wird am Kreuze erhöht.
13. „ Jesus stirbt am Kreuze.
14. „ Jesus wird vom Kreuze abgenommen und in den Schooß seiner Mutter (oder auch in das Grab) gelegt.

Um diese sog. Kreuzwegstationen nun andächtig zu verrichten, mußte ich auf dem Fußboden des Zimmers knieend, in der linken Hand das Crüzifix, in der rechten den Rosenkranz und ein Andachtsbuch jedesmal den bezeichnenden Satz hersagen, die im Buche sich befindlichen „Betrachtungen" und „Affecte" verrichten, sodann das Cruzifix oder den Fußboden selbst küssen; dies war eine Station. Um nun den wirklichen Gang Jesu als sündhafter Mensch darzustellen, und mich um so lebhafter an

---

*) Die fromme Sage berichtet hierzu noch, daß Jesus diesem Weibe, das von der Kirche heilig gesprochen worden, aus Dankbarkeit die Züge seines von Blut triefenden Angesichts im Tuche bleibend eingedrückt hinterlassen habe.

**) Die Worte, die Jesus zu diesen Frauen gesprochen haben soll, sind: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und eure Kinder."

diesen Schmerzensgang zu erinnern, mußte ich nach jeder Station auf den Knieen etwa einen Schritt vorwärts rutschen und dann die nächstfolgende Station zu beten beginnen, bis alle 14 so verrichtet waren. Hier möge ein Beispiel einer solchen Station folgen:

Dritte Station.

Jesus erliegt zum ersten Mal unter der Last seines Kreuzes.
Ich bete dich an, o Jesu! und preise dich;
Der du durch deinen bitteren Tod die Welt erlöset hast.

Bedenke, wie dein Jesus zum ersten Mal unter seinem Kreuze erliegt. Sein heiliger Leib, zerfleischt durch zahllose Geißelstreiche, sein heiliges Haupt von der Dornenkrone durchstochen, hatte beinahe sein ganzes Blut vergossen; deshalb kam eine so große Schwäche über ihn, daß seine heilige Menschheit sich kaum aufrecht erhalten konnte. Ueberdies trug er das schwere Kreuz auf seinen Schultern, und ward von den Kriegsknechten so unbarmherzig mißhandelt, daß er auf dieser schmerzlichen Reise oft mit seinem Kreuze zur Erde fiel.

O süßester Jesu! nicht die Bürde des Kreuzes, die Last meiner Sünden warf dich zu Boden. Durch die Verdienste dieses deines ersten Falles flehe ich zu dir, gestatte nicht, daß ich je wieder in eine Todsünde falle. Ich liebe dich, o Jesu! aus ganzem Herzen und bereue meine Sünden. Verleihe mir die Gnade, dich nicht mehr zu beleidigen und gib mir, daß ich immerdar liebe und dann schalte mit mir nach deinem heiligen Wohlgefallen.

Vater unser 2c. Ehre sei 2c.

Der Besuch um 3/4 7 Uhr in der Hauskapelle galt der „wahrhaft, wirklichen und wesentlichen Gegenwart Christi im Altarsacramente". Diese Viertelstunde wurde in stiller Anbetung verbracht; um 7 Uhr zum Abendessen; während demselben las, wie Mittags, mein guter Landsmann L. vor; nachher besuchten mich die beiden deutschen Zöglinge wieder bis 1/4 9, wo mein geistlicher Führer mit mir das Abendgebet begann, in dem etwa 20 Minuten zur stillen Gewissenserforschung über den verflossenen Tag bestimmt waren. Diesem Gebete folgte die Disposition für die nächste Morgenbetrachtung. Auf diese Weise hatte ich acht Tage zuzubringen. Am sechsten Tage kam der Pater-Director, um mir eine Generalbeichte abzunehmen. Die Generalbeichte besteht in dem Bekenntniß sämmtlicher Sünden, deren man sich nach einer langen und reiflichen Gewissenserforschung über das ganze bereits verflossene Leben erinnert, gleichviel ob man sie schon früher gebeichtet und vom Priester dafür die Vergebung erhalten hat oder nicht. Nachdem ich diese Generalbeichte abgelegt, erklärte mein Beichtvater, daß er mir die Absolution (Lossprechung) noch nicht ertheile, sondern den andern Tag noch einmal kommen werde; ich sollte mich bis dahin besinnen, ob ich nicht noch die eine oder die andere Sünde vergessen hätte. Den andern Tag, als am siebenten meiner geistlichen Uebungen, erhielt ich die Absolution und empfing am achten Tage, Morgens nach der Messe das Abendmahl als Schluß dieser achttägigen Prüfungszeit. Nach der Morgensuppe wurde ich den gerade

anwesenden Patres und Zöglingen vorgestellt, von jedem Einzelnen — es mochten etwa 60 sein, umarmt und unter die letzteren eingereiht.

Zum Schluß dieser Beschreibung mögen hier noch die versprochenen zwei Beispiele einer geistlichen Betrachtung und eines Lesestückes folgen:*)

„Betrachtung von dem jüngsten Gerichte."

Vorbereitung:

„1) Stelle dich in die Gegenwart Gottes."
„2) Bitte Ihn, daß Er dich erleuchte."

Betrachtungspunkte:

„1) Wenn einst die Zeit abgelaufen ist, die Gott der Dauer dieser Erde bestimmte, und nach einer großen Anzahl schrecklicher Vorboten und Zeichen, bei deren Anblick die Menschen vor Furcht und Schrecken erstarren werden, wird eine Fluth von Feuer sich über die ganze Erde ergießen und sie in Asche verwandeln, und keines aller sichtbaren Dinge wird der verheerenden Flamme entgehen."

2) „Nach diesem allgemeinen Brande werden alle Menschen, mit Ausnahme der schon erstandenen, aus den Gräbern erstehen, und auf den Ruf des Erzengels sich im Thale Josaphat**) versammeln! Aber ach, mit welchem Unterschiede! denn die Einen werden mit verherrlichten und glänzenden Leibern erscheinen, die Andern aber mit gräulichen und scheußlichen Körpern."

3) „Betrachte die Majestät, mit welcher der höchste Richter auf seinem Richterstuhle erscheinen wird, von allen Engeln und Heiligen umgeben, vor sich das Kreuz, dieses Zeichen der Gnade für Gute, und der Rache für die Bösen, heller als die Sonne strahlend."

4) „Dann wird durch seinen furchtbaren, plötzlich in Erfüllung gehenden Spruch dieser höchste Richter die Guten von den Bösen sondern, und die Einen zu seiner Rechten, und die Andern zu seiner Linken stellen. Ewige Trennung! nach welcher keine aus beiden Schaaren in alle Ewigkeit mehr mit der andern zusammen kommt."

5) „Ist diese Trennung geschehen, und sind die Bücher der Gewissen aufgeschlagen: klar ist dann die Verruchtheit der Bösen und die Verachtung zu schauen, mit welcher sie Gott sich widersetzten; ebenso kommt die Buße der Guten, und die Wirkung der Gnade Gottes in ihnen zum Vorschein; denn nichts wird dann verborgen bleiben. O Gott! welche Beschämung für die Einen, welcher Trost für die Andern!"

---

*) Diese hier folgenden Beispiele sind den Schriften des heiligen Franz von Sales entnommen.

**) Das Thal bei Jerusalem, durch welches der Bach Kidron fließt, in welchem Jesus am anstoßenden Oelberg gebetet und gefangen genommen worden. Die Sage der Juden, Mohamedaner und Katholiken verlegt einstimmig hierher den Ort des jüngsten Gerichtes.

6) „Erwäge den letzten Urtheilsspruch über die Bösen: „fort, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist.“ Erwäge jedes dieser gewichtigen Worte, Philothea! *) — „fort!“ spricht Er. O Wort ewiger Verstoßung, das Gott über diese Unglückseligen donnert, die Er auf ewig von seinem Antlitz verbannt! „Verfluchte“, nennt Er sie. O meine Seele, welch ein Fluch! Ein Alles umfassender Fluch, der alle Zeiten, ja die ganze Ewigkeit umfaßt. Er fügt hinzu: „in's ewige Feuer!“ Schaue sie an, o mein Herz! diese große Ewigkeit. O ewige Ewigkeit der Qualen, wie entsetzlich bist du!“

7) „Betrachte dagegen das Urtheil der Gerechten. „Kommet“, spricht der Richter. O süßes Wort des Heils, durch welches Gott uns zu sich ruft, und in den Schooß seiner ewigen Huld uns aufnimmt! „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters.“ O kostbarer, alle Segnungen umfassender Segen! „Besitzet das Reich, das von Anbeginn der Welt euch bereitet ist.“ O mein Gott, welche Gnade! denn dieses Reich wird niemals aufhören.“

Anmuthungen und Entschlüsse:

1) „Zittre, meine Seele! bei dieser Erinnerung. O Gott! wer wird mich schonen an jenem Tage, wo selbst die Grundfesten des Himmels vor Entsetzen beben!“

2) „Verfluche deine Sünden, die allein an jenem furchtbaren Tage in's Verderben dich stürzen können. Ach, selbst will ich jetzt mich richten, daß ich nicht einst gerichtet werde. Erforschen will ich mein Gewissen, mich anklagen und bessern, daß an jenem furchtbaren Tage der Richter mich nicht verdamme. Beichten will ich also, und heilsamen Rath annehmen u. s. w.“

Beschluß:

„Danke Gott, daß Er dir Zeit und Mittel gab, durch Uebung der Buße Sicherheit an jenem Tage zu gewinnen.“

„Bringe Ihm dein Herz zum Opfer dar, daß du die Buße thun mögest, und bitte Ihn um die Gnade, dieselbe wohl zu vollbringen. Vater unser. Ave Maria. **)“

„Pflücke ein Sträußchen der Andacht. ***)“

Die Lesestücke, die zum Theil während dem Essen vorgelesen, theils für eine bestimmte Tagesstunde (s. d. Tagesordnung) zum Selbstlesen

---

*) „Philothea“ ist der Titel des Werkes, aus dem diese Betrachtung hergenommen und ist ein griechisches Wort, das im Deutschen etwa „eine Gott liebende Seele“ bedeutet.

**) Die Anfänge der beiden oben angeführten Gebete (Ave ist Lateinisch und heißt, gegrüßet seist du), zum Zeichen, daß der Betrachtende diese beiden Gebete nun verrichten soll.

***) Das Sträußchen der Andacht besteht darin, daß man sich die Hauptpunkte der verrichteten Betrachtung in einem Satz (Vorsatz) merkt und dieselben, während der Zeit bis zur nächsten Betrachtung öfter in's Gedächtniß zurückruft.

vorgelegt und bezeichnet werden, sind in demselben Geiste und in derselben Weise geschrieben. So z. B. die Betrachtung über den Tod und die Hölle. Die Hauptpunkte dieser letzteren sind:

„Stelle dir eine finstere, ganz von Schwefel und stinkendem Pech flammende Stadt vor, voll verzweifelnder Einwohner, von welchen keiner entkommen kann."

„Die Verdammten sind im Abgrunde der Hölle, wie die unglücklichen Einwohner in dieser Stadt eingeschlossen. Jeder ihrer Sinne, jeder Theil ihres Körpers leidet unbeschreibliche Qualen; denn wie sie selbe alle zur Sünde verwendeten, so müssen sie nun auch alle die Qualen erdulden, die der Sünde gebühren. So müssen die Augen für ihre sündhaften Blicke den Anblick der Teufel in tausend scheußlichen Gestalten und den der ganzen Hölle ertragen. Die Ohren, die einst mit so vieler Freude lasterhafte Reden anhörten, werden nur Aechzen, Klagegeschrei, Ausbrüche der Verzweiflung hören. Ebenso werden alle anderen Sinne zu leiden haben."

„Außer diesen Qualen gibt es hier eine noch viel größere, als alle übrigen, nämlich die Beraubung und der Verlust der Herrlichkeit Gottes, von deren Anschauung die Verdammten auf ewig ausgeschlossen sind. Fiel dem Absolon die Entbehrung des freundlichen Vaterantlitzes schwerer, als seine Verbannung selbst, o Gott! wie groß wird erst die Qual und der Schmerz sein, auf ewig den Anblick des uns liebreichen Antlitzes zu entbehren!"

„Erwäge besonders die Ewigkeit dieser Strafen, die allein schon die Hölle unerträglich macht. Ach, wenn schon die Hitze eines unbedeutenden Fiebers eine kurze Nacht uns so lang und lästig macht, wie schrecklich wird die endlose Nacht in so vielen Qualen werden! Diese Ewigkeit gebiert ewige Verzweiflung, entsetzliche Gotteslästerung und endlose Wuth. Setze deine Seele durch jene Worte des Propheten in Isaias in Schrecken:"

„O meine Seele! könntest du wohl ewig leben in diesem verzehrenden Feuer und wohnen in der ewigen Gluth? Willst du deinen Gott auf ewig vermissen?"

„Bekenne, daß du diese Strafe verdient hast, und zwar wie oft? Nun so will ich denn künftig eine andere Bahn betreten; warum sollte ich mich in diesen Abgrund von Elend stürzen?"

„Ich will mir also diese und jene Mühe geben, die Sünde zu meiden, die allein diesen ewigen Tod mir bringen kann."

Daß diese Betrachtungen so geordnet sind, um den Betrachtenden durch Schilderungen des Elends, der Sündhaftigkeit u. s. w. zu erschüttern, und dann in fortlaufender, ineinandergreifender Reihe den Entschluß, der Welt zu entsagen und das gottselige Leben zu erwählen, hervorzubringen, ist wohl einleuchtend und es ist nichts Anders damit gemeint, wenn gesagt ist, Ignatius von Loyola hätte die geistlichen Uebungen in ein System gebracht. Deutlicher wird es sein, wenn ich hier die Auf-

einanderfolge angebe, die in dem genannten Werke, dem obige Beispiele entnommen sind, aufgestellt ist.

1. Betrachtung: Von der Erschaffung der Menschen.
2. „ Von dem Ziele, für welches wir erschaffen sind.
3. „ Von den Wohlthaten Gottes.
4. „ Von den Sünden (die sündhaften Handlungen des Menschen im Gegensatz zu den Wohlthaten Gottes).
5. „ Von dem Tode.
6. „ Von dem jüngsten Gerichte.
7. „ Von der Hölle.
8. „ Von dem Himmel.
9. „ Von der Art und Weise, wie die Seele den Himmel erwählt.
10. „ Von der Art und Weise, wie die Seele das fromme Leben erwählt.

Jeder sieht wohl, daß ein logischer Faden durch diese Reihenfolge hindurchgeht: Du bist erschaffen, von Gott aus nichts erschaffen und zwar aus freien Stücken, aus Liebe, aus Gnade; und wozu erschaffen? — zur ewigen Seligkeit. — Aus reiner Liebe hat dich Gott also zu einem so erhabenen Ziele, dich endliches Wesen, nach seinem, des Gottes Ebenbilde, erschaffen und überhäuft dich täglich und stündlich mit Wohlthaten, um es dir möglich zu machen, dieses Ziel zu erreichen. — Wie vergilst du ihm diese Wohlthaten? — mit einem sündhaften Lebenswandel. Was wird aber auf ein solch sündhaftes Leben folgen? — der Tod; — und dann? — das Gericht; — und dann? — die ewige Verdammung, — die Hölle. — — Hast du hingegen ein gottseliges Leben geführt, was folgt dann auf das Gericht? — der Himmel, die ewige Seligkeit. — Was willst du nun wählen, meine Seele? — Also erwähle den Himmel und beginne das bußfertige und gottselige Leben an der Stelle des bisherigen gottlosen, kehre noch um, so lange es Zeit ist! — Die Welt ist aber voll Gefahren, es ist sehr schwer, in ihr ein gottseliges Leben zu führen; daher ist es rathsamer, sich von der Welt zurückzuziehen, der Welt zu entsagen und in der Einsamkeit des klösterlichen Lebens, fern und unberührt von aller Eitelkeit der Welt, nur Gott zu dienen. — Und nun, meine Seele, bist du hierher geführt, du stehst an der Pforte, betrachte und erwäge dies Alles sehr wohl und wähle.

In derselben Weise, wie in der angeführten Betrachtung über die Hölle, ist der Aufenthalt im Himmel geschildert, so z. B. „Stelle dir eine schöne, heitere Nacht vor, und denke, wie angenehm es ist, den Himmel von den zahllosen Sternen verschiedenster Art glänzen zu sehen; denke dir zu dieser Pracht noch die Heiterkeit eines schönen Tages, also jedoch, daß der Glanz der Sonne dir nicht den Anblick der Gestirne und des Mondes entzieht; und sage dir dann mit Zuversicht, daß diese ver-

einte Schönheit gegen die Herrlichkeit des Paradieses wie nichts verschwindet.“ —

Weiter unten heißt es: „Betrachte den Adel, die Schönheit, die Menge der Bürger und Einwohner dieses seligen Landes; die Millionen der Millionen Engel, Cherubin nnd Seraphin; jene Schaaren der Apostel, Märtyrer, Bekenner, Jungfrauen und heiligen Frauen. Zahllos ist dieser Chor u. s. w.“

Wer will läugnen, daß das geistige Leben des Menschen sich auch nach Gesetzen vollzieht? daß, wenn im Geiste gewisse Stimmungen hervorgerufen, gewisse Saiten berührt, — gewisse Ursachen gesetzt worden sind, auch die bestimmten Wirkungen folgen werden und müssen? — Denke man sich ein Gemüth, das mit vollem kindlichen Glauben an die Worte der Bibel, an die gelernten Gebote Gottes und der Kirche, an die Autorität der Kirche, an die ihm gelehrten Worte des Priesters, an all die verschiedenen Lehren, die es in berühmten Werken großer Heiligen gelesen, diese Betrachtungen anstellt; oder denke man sich einen Menschen, der auf sittlichen Irrwegen sich bewegte und durch ein Ereigniß aufgeschreckt, zu seinem Gott zurückkehrt, zu seiner Kirche, deren Lehren er immer noch, trotz aller Verirrung, geglaubt hat, und er stellt diese Betrachtungen an, — wie wird das Resultat lauten? — Wer könnte es nicht voraus bestimmen! — Aber die Betrachtungen werden manchesmal, wenn nöthig, besonders nach dem früheren Leben des Betreffenden geordnet, seine frühen Laster ganz besonders hervorgehoben, die Strafen dafür beschrieben u. dgl. m. Der gewandte Psychologe kann auch mit geistigen Elementen rechnen, wenn auch nicht immer so genau, wie mit Zahlen. Die Wahrscheinlichkeitsrechnungen haben auch ihren Werth.

Zum ersten Male hatte ich solche Uebungen durchgemacht. Nicht nur solche außerordentliche, auch die gewöhnlichen Religionsübungen waren mir etwas fremd geworden. Und nun auf einmal diese Betrachtungen, diese Lesestücke, diese ganze Lebensweise und Umgebung! Diese pünktliche Eintheilung und Benutzung der Zeit bis zur Minute, dieses Abzwecken der kleinsten Handlung, eines jeden Wortes, ja des Gedankens selbst auf ein einziges, höchstes und im höchsten Grade schmeichelndes, begehrenswerthes Ziel, die sinnliche Seite als einen bedeutenden Faktor mitgerechnet, — dieses Alles versetzte mich in eine furchtbar ernste Stimmung. Was ich da gelesen und gehört, es war mir nicht Alles neu, Manches hatte ich früher schon in denselben oder ähnlichen Werken gelesen, mit Personen von dieser Geistesrichtung besprochen, aber noch nie, nie in einer derartigen Zusammenstellung. Jetzt war es mir begreiflich, daß man dem Liebsten und Theuersten, besonders bei öfterer Wiederholung dieser Uebungen, entsagen, sich von dem Herzen der Eltern und Geschwister losreißen und nur diesem Gottesdienste leben kann. Selbst wer nicht mit vollem Glauben, wer als Zweifler dahin kommt und diese Uebungen mitmacht, aber mit dem ernsten Vorsatze, eine solche wirkliche Probe durchzumachen, dessen Logik des Denkens wird erschüttert. Wer dächte

da noch daran, ob in diesen Auseinandersetzungen alle Vordersätze wahr, ob alle Schlüsse richtig gezogen seien u. s. w. Es bedarf einer geraumen Zeit, das Ganze objectiv zu betrachten. Wer von mir verlangt hätte, ich sollte mit klaren Gedanken und bestimmtem, ausgeprägtem Resultat aus diesen achttägigen Uebungen hervorgehen, der hätte Unmögliches von mir verlangt und wäre meine Aufnahme davon abhängig gemacht worden, so hätte man mich gewiß sofort wieder zurückgeschickt. Aber man frug mich nicht mehr, ob es noch mein Vorsatz wäre zu bleiben. Mein Freund K... kam nochmals heimlicherweise und sagte mir: du bist aufgenommen, man ist mit dir sehr zufrieden. — Die Art und Weise, wie ich mich dieser Probe unterzog, ohne die geringste Beschwerde, hatte genügt. Was wollte ich mehr? Wenn mir sonst auch Manches vielleicht nicht klar war, dieses Eine: bleiben will ich, war mir klar. Ich hatte die erste Probe bestanden und war fest entschlossen, auch eine zweite, wenn noch härtere zu bestehen. Die Bahn war gebrochen, muthig vorwärts! Ich glaubte mich glücklich.

III. Das Postulat.

Unter die Zöglinge eingereiht, mit dem langen schwarzen Gewande bekleidet und mit dem breiten Hute bedeckt, ward ich scolastique postulant. Um diese Phase, die der Zögling wie der Laienbruder durchzumachen hat, näher zu bezeichnen, will ich erst eine kurze Beschreibung über die Rangordnung selbst geben, die in der Congregation vom heiligen Geist und unbefleckten Herzen Maria eingeführt war.

Wie schon bemerkt, war diese Congregation gleichsam eine Tochter des Jesuitenordens, die, obwohl dieselben Grundsätze aufstellend und befolgend, doch nicht unter demselben Oberhaupte stand, sondern einen eignen General (superior generalis) hatte, der in dem Gebäude des Seminars zum heiligen Geist in Paris residirte. Der erste Generalsuperior war der Stifter der Congregation selbst gewesen, P. Liebermann. Nach dessen Tod folgte durch Wahl P. Schwindenhammer, ein Elsäßer, der noch an der Spitze war. Ihm folgten zunächst die Patres provinciales, die je einer Provinz vorstanden, in welcher die Congregation Häuser besaß, sich also niedergelassen hatte, so P. Levavasseur für Frankreich, P. Burg, ein Elsäßer, für Deutschland;*) ein anderer für Irland u. s. w. Diesen folgten die P. P. superiores und Directoren. Jeder

*) Die Niederlassung in Deutschland beschränkte sich zu meiner Zeit nur auf 3 Orte: Marienthal und Marienstadt (Nassau) und Kaiserswerth, welche Besitzungen auch erst kürzlich erworben worden waren.

einzelne bedeutende Theil der Anstalt, um so mehr, wenn er für sich bestehend vom Mutterhause getrennt war, hatte seinen P. superior. Directoren standen gewöhnlich nur Lehranstalten vor. Diesen letzteren folgten die sogenannten Professoren oder Lehrer der verschiedenen wissenschaftlichen Zweige. Doch bekleidete gewöhnlich auch jeder P. Director eine solche Lehrerstelle. Die einfachen Priester und Missionäre wohnten wechselsweise nur zu einer kurzen Erholung in einem solchen Congregationshause, sonst waren sie auswärts auf ihren Posten, auf die sie vom Generalsuperior versetzt werden. Auch in den fremden Erdtheilen war dieselbe Rangordnung, nur daß auf großen Strecken selbst ein Missionsbischof gesetzt war, der als solcher über dem Generalsuperior, als Mitglied der Genossenschaft aber unter ihm stand.

Nächst den Priestern kamen die Novizen. Abweichend von anderen derartigen Religionsgenossenschaften hatte man hier das Noviziat erst an den Schluß der theologischen Studien verlegt, so daß dasselbe nicht nur Vorbereitung zur Ablegung der Gelübde, sondern auch zu den höheren Weihen der Priesterwürde war. Die Novizen hatten ihren eigenen Novizenmeister. So entsprach das Noviziat dem praktischen Seminar des Weltgeistlichen. Den Novizen zunächst standen die „scolastiques.“ Der scolastique war wirkliches Mitglied der Congregation, aber er war noch nicht Priester, sondern entweder Schüler einer der verschiedenen Lehranstalten, von den ersten Anfängen der lateinischen Formenlehre bis zum letzten Jahre einschließlich der Theologie. Mancher scolastique wurde auch aus besonderen Gründen in seinen Studien unterbrochen und, als Schüler einer höheren Lehranstalt (Philosophie oder Theologie), zur Aufsicht kleinerer Schulen nach einem andern Hause geschickt, wo man ihn Jahre lang ließ, ohne ihn seine Studien vollenden zu lassen oder ihm die höheren Weihen zu ertheilen,*) auch ohne ihm hiervon den geringsten Grund anzugeben. Der scolastique erhält aber gewöhnlich gleich nach einander die niederen Weihen und gehört dadurch dem Clerus (geistlichen Stande) an. Dem scolastique zunächst stand der scolastique postulant, der als eingetretener Neuling bereits die erste Probe durchgemacht und bestanden hat, hierauf unter die Zöglinge eingereiht wird. Er hat sich gleichsam als Mitglied der Anstalt zu betrachten, obgleich die definitive Erklärung, daß er wirkliches Mitglied ist, d. h. der feierliche Aufnahmeact noch nicht erfolgt ist, bei welchem Acte er das eigentliche Kleid der Anstalt erhält, das allerdings von dem andern, was er sonst trägt, kaum um ein Merkliches verschieden ist. Der Zögling legt hierbei ein allgemeines Gelübde ab, das in dem Versprechen besteht, sein Leben dem Dienste Gottes und zwar in dieser Anstalt zu widmen.

Die Probezeit als scolastique postulant soll nach Bestimmung auf das allerhöchste ein Jahr dauern, kann aber je nach Berichten der

---

*) B—, ein Deutscher, hatte so sieben Jahre lang gewirkt, bis er austrat, indem er erklärt: er hätte nun genug als Maschine fungirt.

Lehrer und Directoren und nach dem daraus hervorgehenden Ermessen des Generalsuperiors verlängert werden. Besonders solche scolastiques postulants, die man eine längere Probe durchmachen läßt, werden zu Aufsehern oder auch bei Fähigkeiten zu Lehrern der niederen Unterrichts-anstalten verwendet.

Eine ganz besondere Abtheilung der Congregation bildeten die „Brüder". Sie waren Mitglieder aus den verschiedensten Berufsarten und Ständen, die, da sie keine wissenschaftliche Bildung genossen, sondern gewöhnlich vor ihrem Eintritt irgend in der Geschäftswelt thätig gewesen, nicht Priester werden konnten und nun für die Anstalt all die körperlichen Arbeiten besorgten, die nöthig waren und somit die verschiedensten Berufsarten selbst in diesem klösterlichen Leben repräsentirten. Ueberdies waren sie auch bestimmt, mit den Patres auf die Mission und ihnen dort auf alle mögliche Weise an die Hand zu gehen. Sie lebten in der Anstalt ganz getrennt von den Andern, und hatten ihren eignen Pater-Director. Eine Rangordnung unter ihnen gab es weiter nicht als: wirkliche Brüder, d. h. die wirkliche Mitglieder waren und als solche mit dem scolastique auf derselben Stufe standen und frères postulants, d. i. solch eingetretene Laien, die Brüder werden wollten und als angehende Mitglieder an Rangordnung dem scolastique postulant gleich waren. Da kein weibliches Wesen die Schwelle der Anstalt überschreiten, geschweige sich innerhalb der Mauern selbst aufhalten durfte, so besorgten die Brüder auch die Küche.

Das Leben des scolastique postulant ist im Allgemeinen ganz dasselbe, wie des wirklichen scolastique. Er hat ganz dieselbe Tages-ordnung, genießt auch ganz denselben Unterricht und macht dieselben Uebungen mit. Nur an der wöchentlichen Berathung, die gewöhnlich Sonntag Abends*) stattfindet, darf er nicht theilnehmen, weil da die inneren Angelegenheiten der Congregation besprochen werden, er aber noch nicht wirkliches Mitglied ist. Auch ist den scolastiques strenge verboten, einem scolastique postulant davon etwas zu verrathen. Hingegen hat man auf ihn ein sehr scharfes Auge. Immer steht er noch unter der ganz besonderen Leitung seines geistlichen Führers (bon ange), der auch einen Theil Verantwortlichkeit für ihn zu tragen hat und die besondere Aufgabe, seinen Zögling nach und nach in Alles einzuweihen, ihn auf das Geringste aufmerksam zu machen. Auch alle Andern, Patres und Mitschüler, haben ein viel schärferes Auge auf ihn und rügen einen an ihm entdeckten Fehler gewöhnlich nicht gegen ihn selbst, sondern zeigen ihre Entdeckung dem bon ange an. In der Hauskapelle und auch bei andern Gelegenheiten wird der scolastique postulant stets vorgeschoben auf die ersten Plätze. Auf diese Weise hat er allerdings die strenge ascetische Tagesordnung nicht mehr, er hat scheinbar mehr Freiheit, seine Individualitäten — nicht zu entfalten, sondern zu zeigen, um sie beschneiden zu

*) Siehe weiter unten: Kapitelstunde.

lassen. Man sieht leicht, diese Probe ist schwerer zu bestehen, als die erste und während dieser Zeit können sowohl die Obern als der Zöglinß selbst erkennen, ob sie für einander geschaffen sind, d. h. ob der Zögling für die Anstalt Beruf habe, wenn anders man auch hier, bei der Wahl dieses so ernsten Lebensweges etwas auf Natur- und Charakteranlage gibt.

IV. Wohnung.

Um das Leben des Zöglings ganz zu verstehen, ist es nothwendig, noch eine kleine Beschreibung der Wohnung vorauszuschicken. Wie schon oben bemerkt worden, ist der Zweck der Congregation ein doppelter: Heranbildung französischer junger Männer zur weltlichen Seelsorge und anderer junger Leute männlichen Geschechts aus allen Nationen, wo sie nur herkommen, zur Mission. Zum ersteren Zweck diente das schon erwähnte Gebäude in Paris selbst, in welchem noch außer dem Pater Generalsuperior und den Lehrern und nöthigen Laienbrüdern verschiedene Patres wohnten, die auf längerer oder kürzerer Zeit zur Erholung oder zu irgend einer Arbeit sich da aufhielten. Zum letzteren Zwecke war vor nicht gar langer Zeit außerhalb der Stadt ein großes Grundstück von einem deutschen Baron von Sch.... angekauft worden. Ueber diesen Verkauf erzählte mir mein Mitbruder Ch.... während eines gemeinschaftlichen Spazierganges einmal Folgendes. Baron von Sch. war ein großer Pferdeliebhaber und unterhielt dieses Gut nur für die große Anzahl Pferde, die er darauf hatte. Schon lange hätte die Congregation dieses Gut gerne gehabt, allein auf eine leise Anfrage hatte der deutsche Baron einfach erklärt, das Gut sei ihm um keinen Preis feil. Der deutsche Baron war aber Protestant und als solcher dem frommen Pfarrer von Chevilly*) ein Dorn im Auge; er befürchtete von diesem Ketzer eine ansteckende Krankheit in seiner Pfarrgemeinde, obgleich er einmal selbst erzählte, wie er vor 18 Jahren, als er die Pfarre antrat, nur fünf Personen um Ostern zu Beichte und Abendmahl gehabt hätte, und es in dieser Zeit nur zu siebzehn gebracht. Den Protestanten hätte er selbst gerne heraus und die Congregation selbstverständlich lieber an seiner Stelle gehabt. Da begann der Herr Pfarrer den Herrn Baron öfters zu besuchen und benahm sich dabei höchst leutselig, was den Baron wunderte, da dieses früher nie geschehen war. Der Baron faßte hierdurch auch Zutrauen zum Herrn Pfarrer und erzählte ihm eines Tages, daß ihn in kurzer Zeit mehrere Pferde erkrankt seien, was früher wenig

*) So hieß das Dörfchen, zu dem das Gut gehörte.

vorgekommen. Der Herr Pfarrer hat Mitleid, denkt darüber nach, was wohl die Ursache sein möchte und als der Herr Pfarrer den andern Tag den Herrn Baron besucht, da hat er's gefunden: — das Wasser enthält für die Pferde giftige Bestandtheile, darum sind die Pferde erkrankt und wenn dieses früher nicht der Fall gewesen, so muß eben irgend ein neuer Bestandtheil wohl im Brunnen sich eingemischt haben. Der Pfarrer zeigt es dem Baron in scheinbar gelehrter Weise, der Baron glaubt, daß es nicht mehr rathsam sei, die Pferde mit solchem Wasser zu tränken, und wünscht nun, es möchte sich ein Käufer für sein Gut finden. — So hat mir mein Mitbruder Ch. erzählt.

Das Grundstück bildete ein Quadrat, dessen eine Seite zu passiren man zehn Minuten brauchte. Rings herum war es mit einer Mauer, und außerhalb der Mauer mit einem tiefen, breiten Graben umgeben. Die Vorderseite stieß an die Straße, hier standen mehrere Gebäude. Auf den drei übrigen Seiten zogen sich unmittelbar innerhalb der Mauer schöne Lindenalleen hin, die ein dicht verwachsenes Blüthendach bildeten, welches vor Sonne und Regen vollständig schützte. Ein langes Seitengebäude, das früher nur Stallung gewesen, war wohnlich hergerichtet worden, so daß zur ebenen Erde die Unterrichts- und Arbeitssäle, sowie Bibliothek und die Wohnung des Directors, eine Treppe hoch unter dem Dache die Zellen für die Zöglinge waren. Eine solche Zelle bildete ein längliches Viereck von etwa 36 bis 40 Quadrat-Fuß Inhalt; das Bett — Strohsack und Strohkissen, darüber ein Leintuch und einige Decken — nahm die Hälfte des Raumes ein; die andere Hälfte enthielt einen Tisch, darauf ein Pult, und das nachbleibende Viereck machte es möglich, entweder die Thüren aufzumachen, um ein- und auszugehen, oder bei verschlossener Thüre auf einem Stuhle am Arbeitstische zu sitzen. Ueber dem Kopfende des Bettes hing ein Kupferstich, die Mutter Maria mit flammendem Herzen darstellend; an der Seitenwand über dem Bette ein Cruzifix; an der entgegengesetzten Wand ein einfacher Spiegel, der aber nur beim Kämmen der Haare, überhaupt nur, wenn es äußerst nöthig, gebraucht werden durfte, sonst die ganze Zeit verkehrt (die Spiegelscheibe gegen die Wand) hängen mußte. Hinter der Thüre war ein großer Vorhang angebracht für den Sonntagstalar und den breiten Hut; Licht drang durch ein Klappfenster, im Dache angebracht, ein. So waren zwei lange Reihen Zellen; auf der Außenseite einer jeden Thüre hing ein Täfelchen mit dem Namen des Bewohners. Und eine solche kleine, einfache Zelle wurde auch mir angewiesen, mein Inneres jubelte. War dies denn nicht die wirkliche Erfüllung eines Lieblingstraumes! Hier in dieser kleinen, einsamen Zelle sollte ich sitzen dürfen und studiren, denken, nachdenken über all die vielen Punkte, die schon so oft meinen Geist beschäftigten. Ja, ich hatte die volle Ueberzeugung, hier müßten sie sich lösen die vielen Zweifel, die schon früher mein Inneres zerrissen, wenn ich in der Schule so schöne, mein Gemüth so ergreifende Lehren gehört und wenn ich nachher zu Hause sie ausüben und recht fromm sein wollte,

mein sonst so guter, trefflicher Vater meinte, damit würde ich nie ein tüchtiger Mensch werden; hier mußte sich Alles klären, denn hier sollte ich ja Philosophie und Theologie studiren, und diese beiden Wissenschaften mußten mir enthüllen, was hinter dem Vorhange verborgen ist. Wenn die philosophischen und theologischen Bücher, die ich bisher gelesen, wenn besonders die sonst so gerühmten „Philosophischen Studien über das Christenthum von August Nicolas" mich nicht befriedigt hatten, so entschuldigte ich es damit, daß ich eben noch nicht regelrecht diese beiden Wissenschaften studirt hätte und noch keine tüchtigen Theologen gehört. Beides sollte nun geschehen, mein Lieblingstraum war erfüllt. So trat ich in die Zelle ein; ich hätte laut aufjubeln, sofort eine Apotheose über sie schreiben können. Ohne Kummer, wo ich für den hungernden Magen einen Bissen zu essen, im kalten Winter eine warme Ecke, und für eine Nacht ein Lager, um matt vom Kämpfen und Ringen mich niederlegen zu können, fände, wollte ich hier nur für Befriedigung meiner durstenden Seele arbeiten. — — Sechzehn Monate später verließ ich sie wieder, diese Zelle — bitter getäuscht.

V. Das Leben als Zögling.

1. Gewöhnliche Tagesordnung.

Obwohl weiter oben schon eine Tagesordnung mitgetheilt worden, so ist es doch nothwendig, hier eine zweite anzugeben, die um so wichtiger ist, als sie für die ganze Zeit Geltung hatte, während jene nur für die Zeit der geistlichen Uebungen berechnet war. Trotzdem ist der Unterschied kein großer. Man vergleiche:

6 Uhr Aufstehen, Ankleiden, Reinigen der Zelle;
$^1/_2$7—$^1/_2$8 Uhr Morgengebet und geistliche Betrachtung; beides gemeinschaftlich in der Hauskapelle;
$^1/_2$8—8 Uhr Beiwohnen des Meßopfers;
8—$^1/_4$9 Uhr Frühstück;
$^1/_4$—$^3/_4$9 Uhr Lesen der Bibel;
$^3/_4$9—9 Uhr freie Zeit;
9—$^1/_2$11 Uhr Unterricht;
$^1/_2$11—$^3/_4$12 Uhr freie Zeit;
$^3/_4$12—12 Uhr Partikularexamen;
12—$^1/_2$1 Uhr Mittagessen;
$^1/_2$1—$^1/_2$2 Uhr Erholungsstunde;
$^1/_2$2—$^3/_4$2 Uhr Rosenkranzbeten (gemeinschaftlich in der Hauskapelle);

$^3/_4 2$—3 Uhr freie Zeit;
3—4 Uhr Unterricht;
4—5 Uhr Handarbeit;
5—$^3/_4 7$ Uhr freie Zeit;
$^3/_4 7$—7 Uhr Besuch des Altarsacraments (gemeinschaftlich in der Hauskapelle);
7—$^1/_2 8$ Uhr Nachtessen;
$^1/_2 8$—$^1/_4 9$ Uhr Erholung;
$^1/_4 9$—$^3/_4 9$ Uhr Abendgebet und Disposition zur geistlichen Betrachtung für den folgenden Tag; ebenfalls gemeinschaftlich in der Hauskapelle;
$^3/_4 9$—9 Uhr entweder noch Gebet vor dem Altarsacramente, oder Vorbereitung in der Zelle auf die Betrachtung des nächsten Tages;
9 Uhr Schlafengehen.

Auch hier werden zum besseren Verständniß noch einige Erläuterungen nöthig sein. Einer der Zöglinge hatte eine Uhr, die der Anstalt gehörte und war für Innehaltung, d. h. für die genaue Anzeige dieser hier angegebenen Zeitpunkte verantwortlich; welche Anzeige er mittelst einer Glocke gab, die auf der hintern Seite des Hauses (gegen den Hof) angebracht war. Da die Zeit zu jeder auf der Tagesordnung verzeichneten Verrichtung knapp zugemessen war, so war eine Pünktlichkeit in der Befolgung der durch die Glocke ertheilten Befehle von selbst geboten. Auch nicht die geringste Ausnahme wurde geduldet ohne vorher eingeholte Erlaubniß oder zwingenden Entschuldigungsgrund, der stets, sobald man zu irgend etwas zu spät kam, sofort angegeben werden mußte.

Ueber das Bibellesen um 8 Uhr galt dieselbe Vorschrift wie oben, daß man sie nämlich nicht kritisch denkend, sondern gläubig zur Erbauung lesen solle.

Unter freier Zeit ist hier nicht zu verstehen, als ob die so bezeichnete Stunde ganz zu freier Verfügung gestanden hätte, sondern das Wort „frei" hatte mehr die Bedeutung, frei von geistlichen Uebungen. In dieser Zeit nämlich hatte man seine wissenschaftlichen Arbeiten zu machen, mit ganz besonderer Erlaubniß des Directors auch einen Brief zu schreiben. Während dieser Zeit konnte man sich allerdings in seiner Zelle aufhalten, also allein sein, aber man sah es gerne, und sprach die Ermahnung, ja das Gebot oft genug aus, daß man doch bei den andern, sei es im Unterrichtssaal, sei es im Hofe, sein möge. Von der Befolgung dieser Ermahnung hing viel Empfehlendes, besonders für den scolastique postulant, ab.

Vor und nach dem Essen wurde selbstverständlich ein Tischgebet verrichtet. Während dem Essen selbst, sowohl Morgens, wie Mittags und Abends wurde vorgelesen. Morgens gewöhnlich aus dem Leben der Heiligen; Mittags erst der Kalender, d. h. es wurden die Namen der Heiligen verlesen, deren Fest die Kirche an dem Tage feiert, mit Angabe

des Ortes und der Zeit, wo sie gelebt und gestorben. Nachher gewöhnlich Kirchengeschichte, Abends entweder einen die Grundsätze und Bestrebungen der Congregation und der römisch-katholischen Kirche überhaupt begünstigenden Artikel aus einem Parteiblatte, oder was der Director gerade sonst für gut fand. Nur bei außergewöhnlichen Veranlassungen, wie an den größten Festen der Kirche und der Anstalt fand es der Pater Director gewöhnlich — nicht immer — für thunlich, nach Verlesung des Tageskalenders zu sagen: „tu autem domine miserere nobis!“ worauf wir antworteten: „deo gratias!“*) und nun — durften wir plaudern, bis es wieder für gut befunden wurde, das Zeichen zum Stillschweigen zu geben, wo alsdann wie auf einen Schlag wieder eine Todtenstille eintrat. War das Essen vorüber, so wurde ein ganz kurzer Besuch in der Hauskapelle gemacht, der dem Altarsacramente galt, von da nach dem Hofraume. So lange man noch auf der Vorderseite des Hauses sich befand (der Speisesaal befand sich in einem andern Gebäude), mußte das gewöhnliche Schweigen beobachtet werden, sobald aber das Haus durchschritten und man in den Hofraum getreten war, wurde es laut.

Es war strenges Gesetz, so streng nur eines gegeben werden konnte: so wenig wie möglich allein, nie, unter keiner Bedingung zu zwei, sondern stets mindestens zu drei zu sein. Die Gründe hierfür sind leicht einzusehen. Wer allein ist, geräth gar leicht in Versuchung, individuelles Leben zu führen, sich an sich selbst zu erinnern, oder gar an die Heimath, an das Elternhaus; zwei können leicht ein besonderes Bündniß schließen; daher ist mindestens ein dritter im Bunde erforderlich, weil das Individuum vollständig im Gliede des großen Ganzen aufgehen soll.

Sobald wir im Hofraum angekommen waren, bildeten sich Reihen (franz. bandes), die dann, so breit die Allee es gestattete, in derselben hin- und hergingen, bis die Stunde vorüber war. Bei dieser Reihenbildung war Folgendes genau zu beobachten: 1) kein Zögling durfte eine Neigung kundgeben, sich lieber zu diesem oder jenem zu gesellen; 2) jeder hatte darauf zu sehen, daß er nicht mehrere Tage hintereinander, ja nicht einmal gerne gesehen zwei, mit denselben Mitbrüdern eine Reihe bildete; 3) war es streng verboten, eine Reihe, der man sich einmal zugesellt hatte, zu verlassen und zu einer andern zu treten. Dieses konnte nur vorkommen, wenn sich eine Reihe durch Weggehen der Mehrzahl auflöste; 4) mußten die Neulinge stets so ziemlich in die Mitte genommen werden. Gesellte sich ein Pater zu einer solchen Reihe, so wurde er in die Mitte genommen und kam dann gewöhnlich noch eine benachbarte zweite Reihe, die sich so anschloß, daß beide Reihen sich gegenseitig ansahen und mit einander sprechen konnten und die Reihe, in der sich der Pater befand, vorwärts, die andere aber rückwärts schritt. War man so am Ende der Allee angekommen, trat der Pater in die andere Reihe über und schritt mit dieser nun vorwärts, während die erstere den Krebs-

*) Deutsch: „Du aber o Herr, erbarme dich unser!“ und „Gott sei Dank!“

marsch anschlug. Bemerke ich nun noch, daß wir gewöhnlich ganz hölzerne Schuhe (sabots) trugen, so ist leicht zu denken, daß diese Promenaden oft possirlich genug aussahen. Daß die Gespräche sich stets innerhalb der Grenzen bewegten, die nicht von dem Glauben der Kirche, sondern besonders von den Grundsätzen der Anstalt gezogen waren, ist selbstverständlich. Kam es auch manches mal zu einem philosophischen oder theologischen Kampfe, so durfte doch das Gebiet des Glaubens auch nicht im Leisesten berührt werden. Unvergeßlich ist mir die Scene, die mein Freund K— hervorrief, indem er einem frommen aber geistig nicht sehr begabten Franzosen bewies, daß es keinen Gott geben könne und der Atheismus die folgerichtigste Annahme sei. Der Franzose hielt es erst nur für logische Gymnastik, als aber K— erwiederte, daß es sein Ernst sei, überkam den guten Franzosen ein sichtbarer Schreck, er zog seinen Rosenkranz aus der Tasche, fiel auf die Erde nieder und begann sofort für den K— zu beten. Ich darf hier wohl noch bemerken, daß bei solchen Kämpfen die Deutschen den Franzosen in der Regel an Tiefe der Gedanken und besonders an logischer Schärfe überlegen waren. Aber war man auch im eifrigsten Gespräche begriffen, ja war man selbst im Begriffe, den frommsten Gedanken auszusprechen, zeigte sich auf den verschiedenen Gesichtern Interesse an der Unterhaltung oder gar Heiterkeit — sobald der erste Ton der Glocke gehört wurde, verstummte Alles wie auf einen Zauberschlag, die angefangene Silbe abgebrochen, ja thatsächlich die Bewegung der Lippe sofort eingestellt und im Nu war das Gesicht eines Jeden wieder in die ernsten Falten zurückgelegt. Von dem Punkt an, wo der Laut in der Kehle erstickte, bewegte sich die ganze Masse wogend durcheinander, stumm, jeder mit zu Boden geheftetem Blick, der Hauskapelle zu, wo dann der Rosenkranz gemeinschaftlich in lateinischer Sprache gebetet wurde.

Auf dieselbe Weise verlief auch die Erholungsstunde Abends.

Waren diese Erholungsstunden mir anfangs erwünscht, so wurden sie mir bald lästig, weil die Gespräche, nachdem ich in kurzer Zeit die Punkte, um die sie sich gewöhnlich drehten, kennen gelernt hatte, mich nicht mehr befriedigten; viel lieber wäre ich ganz allein geblieben, um mich mit meinen eigenen Gedanken zu unterhalten, aber ich durfte nicht. Selbst das Schweigen, also nicht thätige Theilnehmen an der Unterhaltung hat mir manche Rüge und Strafe zugezogen.

Die Handarbeit hatte den Zweck, dem Körper, der sonst den ganzen Tag den geistigen Beschäftigungen dienen mußte, einige Bewegung zu verschaffen. Zugleich wurde auch ein Nutzen für die Anstalt selbst daraus gezogen. Ein großer Garten, der unmittelbar zum Hause der Zöglinge (scolastiques) gehörte, wurde bebaut; sowie in jedes Geschäft einschlagende Arbeiten verrichtet. Da gab es einen ersten und zweiten Gärtner, einen ersten und zweiten Bibliothekar; der Eine trieb Tischlerei, wenn er dadurch der Anstalt nützen konnte, ein Anderer Schlosserei; eine leichtere Beschäftigung war die Papparbeit und Buchbinderei; ein oder zwei Zög-

linge waren stets während dieser Stunde beschäftigt, den Studiensaal und die Gänge des Hauses zu reinigen, im Winter die Heizung zu besorgen; die meisten wurden jedoch zu den Gartenarbeiten verwendet. Alle diese verschiedenen Verrichtungen waren zugetheilt und hing stets eine Tafel in dem Unterrichtssaal, die diese Aemter und die damit Betrauten der Reihe nach verzeichnet nachwies. Daß man in diesem Punkt auf natürliches Geschick des Einzelnen sah, so weit es Nutzen bringen konnte, ist erklärlich, hingegen wurde auf Neigung nicht nur keine Rücksicht genommen, sondern gerade dem Einzelnen gegen seine Neigung gerne eine Beschäftigung zugewiesen.

Während dieser Handarbeit war es erlaubt zu sprechen, aber mit der ernsten Ermahnung, nicht zu viel und nicht zu laut zu sprechen; sondern stets einen Ernst zur Arbeit zu haben und seine Gedanken von Zeit zu Zeit aufwärts zu Gott zu richten.

Die übrigen Punkte dieser Tagesordnung bedürfen keiner weiteren Erklärung, da sie mit den in der ersten Tagesordnung gegebenen ziemlich zusammenfallen. Nur auf einige Unregelmäßigkeiten will ich hier noch hinweisen. Das Aufstehen um 6 Uhr galt für den Winter, im Sommer mußte um 5 Uhr aufgestanden werden, und die Zeit, die dadurch mehr herauskam, wurde als „freie Zeit" betrachtet in dem oben angegebenen Sinne. Wer früher aufzustehen wünschte, um vielleicht mehr studiren zu können, konnte, wenn seine Gesundheit es erlaubte, vom Pater Director die Erlaubniß dazu erhalten und ihm war dann freigestellt, die erbauende Bibellesung sogleich nach seinem Aufstehen oder mit den Andern unmittelbar nach der Messe zu verrichten. Die Erlaubniß zu diesem Früheraufstehen konnte nicht länger als auf ein Vierteljahr erwirkt werden und war nach Ablauf desselben wieder neu einzuholen. Daß die Ertheilung dieser Erlaubniß ganz vom Gutbefinden des Pater Director abhing, versteht sich von selbst.

Eine weitere Ausnahme von obiger Tagesordnung machten der Dienstag und Freitag, indem an diesen beiden Tagen Morgens von ½9 Uhr bis 11 Uhr Unterricht war, hingegen am Nachmittage von 2 bis 5 Uhr entweder gemeinschaftlicher Spaziergang oder Handarbeit stattfand. Der Sonntag machte insofern eine Ausnahme, daß die Stunde des Unterrichts Morgens durch das Hochamt (Hauptgottesdienst) und Nachmittags durch den Nachmittagsgottesdienst (Vesper) ausgefüllt, die Handarbeit natürlich unterlassen wurde und dafür „freie Zeit" angesetzt war.

2. Der Spaziergang.

Wöchentlich einmal war bei gutem Wetter, Sommer wie Winter, gemeinschaftlicher Ausgang und zwar gewöhnlich am Dienstag. War dieses der Fall, so war die Erholungsstunde nach dem Mittagessen etwas abgekürzt und hing, wenn wir beim Läuten nach dem Hause zurückkamen, auf der hintern Seite desselben neben der Thüre ein Kasten, etwa in der

Gestalt eines Aushängekastens für Photographien, in welchem auf je drei nebeneinandergesteckten Holztäfelchen die Namen Derjenigen standen, die an dem Ausgange theilnehmen mußten. Wir marschirten also, nachdem erst noch einige Minuten vor Abgang in der Kapelle in stiller Andacht verbracht waren, zu drei und drei ab, je nach der Richtung, die von den ersten Dreien, von denen stets der Pater Director oder ein Lehrer die Mitte einnahm, eingeschlagen wurde. Ganz besonders wurde bei dieser Gelegenheit darauf gesehen, die verschiedensten Charaktere zusammen zu bringen und wer nun die Einzelnen alle kannte und eine solche Zusammensetzung nur kurze Zeit betrachtete, der mußte staunen, wie man stets die noch zu bearbeiten waren einmal immer in eine der vordersten Reihen wenn nicht gar ganz in die vorderste brachte, um von dem anführenden Pater im Gespräch gehört werden zu können; dann aber ein solcher stets in die Mitte von zwei älteren, in den Grundsätzen und Bestrebungen bereits befestigten Mitbrüder gestellt wurde, die nun durch die Zusammenstellung stillschweigend wußten, was man von ihnen erwarte. Dasselbe war der Fall, wenn der Anschein da war, als ob sich vielleicht zwei Mitbrüder nicht ganz gut vertragen könnten — sie waren das nächste Mal gewiß beisammen.

Gewöhnlich wurde irgend ein angenehmer Punkt, z. B. ein Gehölz im Sommer zum Ziele dieses Spaziergangs bestimmt. Daselbst angekommen, wurde Halt gemacht. Ein Zögling hatte ein Buch unter dem Arme, aus dem er etwa eine halbe Stunde vorzulesen hatte. Die übrigen lagerten sich um ihn herum im Schatten auf die Erde. Ein kurzes Gebet vor und nach dieser Lesung wurde auf den Knieen gesprochen. Jedem war es gestattet auf diesem Spaziergange ein Buch mitzunehmen, welches er überhaupt zu lesen die Erlaubniß hatte, und welcher Lectüre er nach Beendigung der gemeinschaftlich erbauenden obliegen konnte mit der Bemerkung, sich nie aus dem Gesichtskreise der Uebrigen zu verlieren. Wollte er das nicht, so konnte er mit zwei oder mehreren Andern kleine Rundgänge in der Gegend machen. Auf solchen Rundgängen besonders machten von den eifrigsten Zöglingen immer gerne welche Versuche in der Bekehrung von Landleuten, oder sie nahmen Kinder, die sie trafen, zu sich und frugen ihnen den Katechismus ab. Man wußte schon so ungefähr, wann die Zeit abgelaufen und traf auf dem Sammelplatz wieder ein. Auf das Zeichen des Anführers bildeten sich die Reihen wieder wie zuvor und man trat den Rückweg an, auf welchem dann laut der Rosenkranz gebetet wurde. Auf der Straße selbst und besonders wenn die Dörfer passirt wurden, war geboten, nicht neugierig sich umzusehen, besonders streng aber war untersagt, einer weiblichen Person in das Gesicht zu schauen. Nun gab es aber gar oft französische Dirnen, die dies wußten, und absichtlich ganz nahe an einen herantraten und ein schallendes Gelächter anschlugen oder sonst ein Geschrei erhoben, so daß man doch aufschauen mußte.

3. Gehorsam.

Jedermann weiß, daß in allen Körperschaften, die absolutistisch geleitet werden, unbedingter Gehorsam streng gefordert wird. Dies war auch hier der Fall und ist es überhaupt in allen derartigen geistlichen Genossenschaften. Ist aber der unbedingte Gehorsam in solchen Körperschaften schon an sich gefordert und als Pflicht auferlegt, so ist er es in religiöser Beziehung noch mehr, weil er hier noch zu einer großen Tugend erhoben, ja sogar unter jene sog. evangelische Räthe gezählt wird, welche heißen: gänzliche Armuth, ewige Keuschheit und freiwilliger Gehorsam unter der Leitung eines geistlichen Oberen. Von ihnen sagt Fr. v. Sales: „Die Liebe allein führt uns zur Vollkommenheit; aber der Gehorsam, die Keuschheit und die Armuth sind die drei Hauptmittel, dieselbe zu erlangen. Der Gehorsam weihet unser Herz, die Keuschheit unsern Körper und die Armuth unser Vermögen zur Liebe und zum Dienste des Herrn. Dies sind die drei Zweige des geistlichen Kreuzes, alle drei jedoch gegründet auf den vierten, nämlich auf die Demuth."*) Der Gehorsam war also hier so zu sagen in doppelter Hinsicht Pflicht, und so wurde er auch verlangt. Es war auch Grundsatz, daß, sobald man über die Schwelle in die Congregation getreten, das selbständige „ich will" aufhören müsse und man nur das zu wollen habe, was der Obere will, — das Einzelglied als solches hat gar nichts zu wollen. Dieser Gehorsam war auch nothwendig, um ein jedes Glied an diejenige Stelle zu setzen, wo es nach der Ansicht des Obersten den Zwecken der Anstalt am meisten nützen konnte. P. St. war Director des französischen Seminars in Rom gewesen, welches Seminar von der hier besprochenen Congregation gegründet worden war, um französische junge Leute in der römisch-katholischen Theologie mehr auszubilden. Dr. St. war ein sehr guter Leiter, er war als ein gelehrter Theologe anerkannt, man mußte sagen, er war ganz an seinem Platze. Auf einmal wurde er unverzüglich zurückgerufen und sollte auf die Mission gehen; er stellte dem Generalsuperior vor, daß er jedenfalls in Rom besser am Platze sei, als auf der Heidenmission. Schon diese Entgegnung ging eigentlich über die Grenzen des unbedingten Gehorsams hinaus. Wäre der Beschluß des Generalsuperiors anfangs ein übereilter gewesen, so war jetzt um so mehr Grund da, ihn aufrecht zu erhalten, um zu sehen, ob Dr. St. gehorchen werde. Als St. dies sah, stellte er dem Generalsuperior die Alternative, ihn entweder wieder auf seinen früheren Posten nach Rom zu senden, oder — er werde aus der Congregation austreten. Da der Generalsuperior seiner Würde nichts vergeben wollte, trat Dr. St. wirklich aus und wurde sofort zum Director des großen Seminars nach Strasburg berufen.

Der Gehorsam war mit einem Worte als ein rein unbedingter verlangt. Die geringste Entgegnung, selbst wenn der Befehlende offenbar im Unrecht war, war nicht gestattet und als Widersetzlichkeit hart be-

*) S. Franz v. Sales Philothea III. 11.

straft. Schon weiter oben wurde bemerkt, daß beim Zeichen der Glocke das Gespräch mit dem Laut abgebrochen wurde. Die erniedrigendsten Strafen mußten mit unbedingter Unterwerfung, ohne das geringste Zeichen des Mißfallens ausgehalten werden. Unbedingter Gehorsam in allen Dingen war eines der obersten Gesetze.

4. Das Stillschweigen.

Schon weiter oben wurde bemerkt, zu welcher Zeit das Sprechen gestattet war. Außer in der Erholungsstunde und während der Handarbeit durfte den ganzen Tag nicht gesprochen werden. Aber nicht nur das laute Sprechen war verboten, sondern das Sprechen, Mittheilungen oder Fragen an Mitbrüder gerichtet, überhaupt. Ob man in großer Anzahl während der „freien Zeit" zusammen im Hofe war und sich durch einander bewegte, oder ob man versammelt wie Bildsäulen im Unterrichtssaale saß; ob man sich in der Kapelle oder sonst wo, auch nur zu zweien begegnete, — gleichviel, um dem Andern auch nur das leiseste Wort in's Ohr zu flüstern, war erst das Einholen der Erlaubniß nothwendig. Eines Tages saßen zwei deutsche Mitbrüder zusammen auf einer Bank im Hofe und hatten ihre Bücher bei sich. Einer von ihnen wagte es, dem andern ein leises Wort zu sagen; es wurde angezeigt, und die Strafe war — drei Tage hinter einander während dem ganzen Unterricht vor den Andern an einem Stuhle auf dem Fußboden zu knieen. Ein Zögling (scolastique) hatte immer die Aufsicht über die andern, besonders aber im Unterrichtssaale; hatte man nun irgend einem Mitbruder etwas zu sagen, auch wenn's der unmittelbare Nachbar war, so mußte man erst zu diesem — wir wollen sagen Ober-scolastique hingehen, und die Erlaubniß einholen; war er nicht am Platze, und er hatte als besondere Pflicht, so viel wie möglich auf demselben zu verweilen, so hatte man sich an den ältesten der anwesenden Mitbrüder zu wenden. Die beiden Zellenreihen waren in der Mitte durch die Treppe getheilt, so daß es eigentlich vier Reihen waren; die jeweiligen Bewohner der ersten Zellen auf beiden Seiten (oft vier) waren bestimmt, diese Erlaubniß zu ertheilen, wenn man einem Mitbruder in der Zelle etwas sagen wollte, wobei es aber streng verboten war, ganz in die Zelle hinein zu treten. War ein Pater anwesend, so wurde natürlich zuerst bei diesem eine solche Erlaubniß eingeholt.

So lebte man zusammen, in ziemlicher Anzahl, bewegte sich die meiste Zeit des Tages neben und durch einander, ohne ein Zeichen gegenseitiger Zuneigung, gegenseitiger Theilnahme, nur stumm und ernst; oft fielen mir die Worte eines französischen Schriftstellers ein, der sagt: „Was ist ein Kloster? — Eine Sammlung von Menschen desselben Geschlechts, die zusammen kommen, ohne sich zu kennen; zusammen leben, ohne sich zu lieben, und sterben, ohne sich zu bedauern."

5. Verkehr nach außen.

Es war jedem Mitgliede der Congregation auf's Gewissen gebunden, sich immer mehr und mehr von Heimath, Vaterland und Angehörigen loszuschälen. Die Liebe zu den Eltern und Geschwistern, die draußen in der Welt waren, sowie die Liebe zum Vaterlande, zu seiner Heimath wurde als etwas wohl natürlich Vorkommendes betrachtet, aber doch für den wahren Religiosen für zu kleinlich erachtet, um sich damit noch abzugeben: Der wahre Vater ist Gott, die wahre Mutter ist die heilige Kirche und die wahre Heimath ist der Himmel; dies war Grundsatz. Es ist daher nur folgerichtig, wenn der Zögling auch nicht viel mit seinen Angehörigen verkehren sollte, förmlich verboten war allerdings der Briefwechsel mit Verwandten und Freunden nicht, aber, um einen Brief schreiben zu dürfen, mußte man erst die besondere Erlaubniß beim Pater Director einholen und genau die Zeit bestimmen, in welcher man den Brief schreiben wollte; hatte man die Erlaubniß erhalten, so mußte der Brief auch zur bezeichneten Zeit geschrieben werden, und ihn nicht schreiben, oder etwas anderes thun, ward angerechnet, als hätte man denselben auf Befehl schreiben sollen und nun nicht geschrieben. Der geschriebene Brief mußte offen mit der Adresse versehen an den Pater Director abgegeben werden. Von diesem wurde er gelesen und wenn nichts Mißfälliges darin war, abgeschickt, im andern Falle nicht. Die ankommenden Briefe wurden von demselben Pater Director erbrochen und wenn nichts Mißfälliges darin war, so fand der Adressat denselben Mittags auf dem Teller. Er konnte ihn nun allerdings zu sich nehmen, durfte ihn aber nicht lesen, bis er in den Hof zur Erholungsstunde kam. Unterstand er sich hinein zu sehen, so mußte er denselben zur Strafe nächstens öffentlich vorlesen. Fand der Pater Director beim Lesen des Briefes etwas Mißfälliges, so wurde derselbe an den Adressaten gar nicht abgegeben. Da es aber dem Betreffenden auch nicht gesagt wurde, ob sein Brief abgeschickt oder zurück behalten, oder ob einer angekommen, der zurück behalten worden, so wußte man gar nie, ob die Angehörigen den Brief erhalten, ob sie einen Brief in der Zeit einmal geschrieben oder nicht. Wenn es nun vorkam, wie es da thatsächlich der Fall war, daß der Brief in einer Sprache geschrieben war, die der ihn durchlesende Director nicht gut verstand, so wurde mancher Brief nicht abgeschickt oder nicht abgegeben, nur weil der Director ihn nicht recht verstanden. Es wurde zu wenig Gewicht darauf gelegt, um jedesmal einen competenten Leser zu rufen.

Der Mitbruder L.... von dem ich im Anfange schon gesagt, daß er ein junger Mann von sonst tiefem Gemüth war, hatte es in der genannten und gebotenen Losschälung soweit gebracht, daß er von seiner deutschen Heimath ebenso befremdend sprach, wie von einem anderen Staate Europas, ja im Bericht von einem Staate, der ihn sonst nichts anging, mit mehr Wärme sprach, weil er entweder die Interessen der Kirche besser

vertrat und beschützte, oder vielleicht ein Sitz der Missionsthätigkeit war. Seinen Eltern aber schrieb er des Jahres einmal, ob sie ihm nun auch blos einen Brief oder mehrere zuschickten. Aber auch dieses eine Mal hielt er nicht so strenge inne. Vielleicht hat er's jetzt ganz eingestellt.

Besonders strenge verboten war es, in solchen Briefen nach außen über Grundsätze und Einrichtungen der Anstalt zu schreiben, wie auch mündlich darüber zu sprechen mit Nichtangehörigen. Kam dieses in einem Briefe vor, so konnte man sicher sein, daß er nicht abgeschickt wurde.

6. Besitzlosigkeit.

Die Armuth ist in allen Klöstern oder klösterlichen Anstalten geboten für den Einzelnen, für die Genossenschaft als solche wie bekannt nicht. Die vollständige Besitzlosigkeit war bei den Mitgliedern der „Congregation vom heiligen Geist und unbefleckten Herzen Maria" in höchstem Grade eingeführt und galt ganz besonders für den Zögling. Der Einzelne, so war es Grundsatz, sollte gar nichts besitzen, nicht einmal sich selbst. Seinen Leib sollte er vollständig dem Dienste Gottes geweiht, geopfert haben, so daß derselbe nur zu diesem Zwecke, dem Dienste Gottes nämlich, erhalten wurde, sonst ja keinen Werth hatte; der Geist, die Seele aber gehörte ja schon der Gottheit an, ihre Heimath sei der Himmel; sie soll ganz besonders Gott und seiner allerheiligsten Mutter hingegeben, ganz hingegeben sein. Was aber das Aeußere betraf, so wurde dem Zögling, wenn er die erste Probe bestanden und unter die anderen eingereiht wurde, gerade Alles weggenommen, was er mitgebracht. Die Kleidung bis zum letzten unbedeutendsten Stücke erhielt er von nun ab von der Anstalt, die Nahrung reichte ihm die Anstalt, was er sonst unumgänglich nöthig hatte, kam von der Anstalt. Nur das Geld, um Briefmarken zu bezahlen für die Briefe, die er an Eltern oder Geschwistern schreiben wollte, mußte er selbst sich schaffen; dabei durfte er aber das hierzu nöthige Geld nicht selbst verwahren, sondern es war in Verwahrsam des Pater Oekonomen, der ihm, wenn er einen Brief geschrieben, hiezu eine Marke verabfolgte. Hatte der Zögling kein Geld hiezu, nun, so schrieb er eben keine Briefe, wenn er nicht die Briefe unfrankirt an die Seinigen schicken wollte. Die Anstalt, hieß es, kann doch nicht für alle die Briefe bezahlen.

Hielt man sonst etwas für nöthig, von dem man denken konnte, daß es nach den Regeln der Anstalt gestattet sei, so wurde es auf einen kleinen Zettel geschrieben mit dem Namen, der in einen besonders hierzu ausgehängten Kasten gesteckt wurde; während der Stunde zur Handarbeit war ein Zögling beauftragt, diesen Kasten zu leeren und die Zettel zu lesen; diejenigen Gegenstände, die man selbstverständlich haben mußte, wie z. B. statt eines zerrissenen Kleidungsstückes ein ganzes, oder ein Licht, oder Seife u. dgl. wurden sofort dem Wünschenden auf seine Zelle gebracht; die zweifelhaften Wünsche wurden erst dem Pater Oekonom ge-

zeigt und dann nach seinem bejahenden oder verneinenden Urtheil ge-
handelt.

Daß der Zögling nichts verschlossen haben konnte, ist selbstverständ-
lich. Weder an der Thüre seiner Zelle, noch an einem Pulte war ein
Verschluß angebracht. Hatte er vielleicht einen Koffer mitgebracht, so
wurde dieser ganz außerhalb seines Kreises aufbewahrt. Nie war man
vor einer sogenannten Visitation sicher, die durchaus nicht regelmäßig
war und bei welcher rein Alles durchsucht wurde. Was bei dieser Visi-
tation heute als zu viel, als überflüssig gefunden wurde, obgleich dessen
zeitweiliger Besitz vielleicht gestern bewilligt worden, wurde einfach weg-
genommen; was nicht in Ordnung gefunden war, z. B. das Bett nicht
genau nach Vorschrift gemacht, wurde ganz in Unordnung gebracht. Auch
über die Haare auf dem Kopfe war der Zögling, wie man zu sagen
pflegt, nicht Meister. Ein Zögling war als Haarschneider bestellt, wenn
er oder besonders der Pater Oekonom fand, daß die Haare eines Zög-
lings zu lang waren, so wurde er einfach hergerufen und mußte auf
Befehl sich die Haare schneiden lassen.

7. Fasten.

Sowohl das Gute der Mäßigkeit im Genusse von Speise und Trank,
als auch die Kenntniß der schädlichen Einwirkungen mancher Speisen und
Getränke auf den menschlichen Organismus, trotz ihres oft angenehmen
Reizes für den Geschmack, sowie auch die Kenntniß des großen Einflusses,
den der Zustand des Körpers auf das geistige Befinden ausübt, haben
schon die ältesten Gesetzgeber sowohl in religiöser als auch politischer Hinsicht
veranlaßt, in ihren Gesetzgebungen Bestimmungen darüber zu treffen,
und wo sie das Verständniß und selbständige Walten des Volkes hiefür
nicht erlangen konnten, diese Bestimmungen in die Gestalt strenger
Gesetze oder Gebote zu kleiden, deren Uebertretung Strafe von Seiten
der jeweiligen Obrigkeit, wenn nicht gar von Gott selbst, der ja in reli-
giöser Hinsicht jene Gebote durch seinen Propheten allemal selbst diktirt
haben sollte, nach sich zog. Aber wie mit so mancher Bestimmung und
Einrichtung, deren ganz vernünftiger Sinn bei einer objectiven Betrach-
tung vom Denker anerkannt werden muß, hat es auch hiemit gegangen:
man hat den Kern, das Wesen der Sache nach und nach vergessen, legte
das Hauptgewicht auf die äußere Form und aus einem vernünftigen
Sinn wurde Aberglaube.

Die katholische Kirche, die das Fasten bald vermöge ihrer geistlichen
Autorität gebot, brachte es bald mit anderen ihrer aufgestellten Glaubens-
sätze in Verbindung, und es erhielt dadurch auch bald einen ganz an-
deren Sinn. Nach ihrer Lehre ist das Fleisch verdorben und sündhaft,
Sitz vieler Versuchungen; es ist daher gut, das Fleisch abzutödten,
d. h. den Leib nur so weit zu erhalten, als äußerst nothwendig ist.
Zugleich gilt dann das Fasten als ein Akt der Selbstüberwindung, als

Enthaltsamkeit in Rücksicht auf einen sogenannten höheren Zweck und wird somit auch geistliches Verdienst. Somit wird es auch dem Sünder, besonders demjenigen, der sich durch materiellen Genuß versündigt hat, als Buße auferlegt. Jedermann sieht hieraus, daß das Fasten hier in einem ganz andern Lichte betrachtet wird, als es der unparteiische Denker thut; wenn auch mancher katholische Geistliche den ursprünglichen Werth und den rein natürlichen Sinn darin anerkennt und in seiner Lehre oft walten läßt.

Das Fasten ist in der katholischen Kirche systematisch geordnet. Man unterscheidet das „natürliche Fasten" (jejunium naturale), das ist die gänzliche Nüchternheit, welche immer vor Empfang des Sakramentes des Altars (Communion oder Abendmahl) gefordert wird, da man es für unwürdig hält, den Heiland in Gestalt der Hostie in einem mit irdischer Speise gefüllten Leib zu empfangen. Das Ge- oder Verbot ging aus dem Umstande hervor, daß früher manchesmal Leute nach übermäßigem Genusse (betrunken) zum Abendmahl gekommen sind. Ein anderes Fasten ist die kirchlich gebotene Beschränkung im Speisengenuß, welches Fasten wiederum ein doppeltes ist; entweder das vollkommene Fasten, das nur eine einmalige Sättigung im Tage erlaubt, und höchstens noch ein kleines Abendbrod, oder es ist das sogenannte Abstinenz-Fasten, das in der Enthaltung von Fleischspeisen besteht. Das erstere, also vollkommene Fasten ist geboten während der ganzen sogenannten Fasten*zeit*, also vom kirchlich bezeichneten Aschermittwoch bis zum Vortag (Sonnabend) vor Ostern; an den sogenannten Quatembertagen welches viermal im Jahre die Wochentage Mittwoch, Freitag und Sonnabend sind; sowie am Vortage von Pfingsten, dem Feste Petrus und Paulus (29. Juni); Maria Himmelfahrt (15. August); Allerheiligen (1. November) und Geburt Christi (Weihnachten). Das Abstinenz-Fasten ist geboten am Freitag und Sonnabend einer jeden Woche im ganzen Jahre; doch hat der Bischof das Recht, vom letzteren Tage zu dispensiren für den Bezirk seiner Diöcese. Von den Fastengeboten sind von der Kirche gewöhnlich dispensirt die Kranken, die ganz Armen, Reisenden (d. h. arme Reisende) und Dienstboten, die bei Andersgläubigen im Dienste sind.

Dieses Fasten wurde in seinem ganzen Umfange strenge gehalten und erhielten die Zöglinge z. B. während der ganzen sechs Wochen von Ostern nur eine einmalige Sättigung des Tages und zwar am Mittag; Abends wurden etwas Kartoffeln gereicht. Besonders strenge wurde das „Nüchternbleiben" vor Empfang des Abendmahls gehalten, so daß scharf eingeprägt wurde, nicht einmal einen Tropfen Wasser hinunter zu schlucken, ja um aller Gefahr zu entgehen, wurde es für nicht rathsam bezeichnet, den Mund auszuspülen. Da es nicht im Geringsten möglich war, außer dem was eben bei Tische vorgestellt wurde, noch etwas irgend wie zu erhalten, ja, nur um ein Glas Wasser zu trinken in dem Speisesaal (da das Wasser aus dem Brunnen im Hofe nicht trinkbar war), mußte erst die Erlaubniß eingeholt werden, so hing das Faste nnatürlich nicht vom

Wollen oder Nichtwollen des Einzelnen ab. Es mußte ein Jeder fasten, weil er — nicht mehr bekam. Ob die Bevölkerung der Diöcese Paris vom Sonnabend dispensirt war, ist mir unbekannt, in der Anstalt war nichts davon zu merken. Außerordentliches Fasten ward oft als Strafe auferlegt.

8. Besondere Andachtsübungen.

Unter besonderen Andachtsübungen sind hier solche zu verstehen, die nicht in der gewöhnlichen Tagesordnung verzeichnet waren. Solche Andachtsübungen waren:

a. Beichte und Communion. Jeder Zögling mußte mindestens jede Woche einmal eine Ohrenbeichte ablegen. Da läßliche Sünden an und für sich kein genügender Stoff zu einer vollgültigen Beichte sind, so war geboten, falls der Zögling sich aus der letzt verflossenenen Zeit keiner Todsünde bewußt war, eine frühere Todsünde zu beichten, wenngleich dieselbe sogar schon oft vergeben gewesen sein mag und zwar von demselben Beichtvater. Ließ sich der Zögling eine Todsünde, besonders eine namhafte, zu Schulden kommen, so war ihm streng auf das Gewissen gebunden, ja nicht in dieser Sünde zu verharren, sondern sofort eine außerordentliche Beichte abzulegen. Da die Anzahl der Zöglinge zu groß war, als daß alle auf einmal hätten beichten können, und alle nur denselben Beichtvater, nämlich den Pater Director hatten, so waren mehrere Abtheilungen gemacht, wovon jede Abtheilung ihren bestimmten Wochentag hatte.

Der Beichte folgte am andern Morgen die sogenannte heilige Communion. Einmal das Abendmahl zu empfangen in der Woche, galt so zu sagen als die unterste Stufe der geistlichen Vollkommenheit; von da stieg man zum zwei-, drei-, vier- ja fünfmaligen Empfang in der Woche bis zum Priester, der ja bekanntlich jeden Tag die Messe liest und also auch darin nicht nur das Brod und den Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt, sondern dasselbe auch unter beiderlei Gestalten genießt. So waren jeden Morgen Zöglinge da, die die sogenannte heilige Communion empfingen und die unmittelbar nach der Messe ausgetheilt wurde. In die Wohnung zurückgekommen, hatte die nächste Abtheilung wieder die Beichte abzulegen.

b. Jeden Freitag Abend wurde in der Hauskapelle ein kleiner Altar besonders eingerichtet, auf dem in der Mitte ein hölzernes Kreuz stand, in welches da, wo sich das Lange- und das Quer-Holz kreuzen, zwei Splittern eingelegt waren in der Form eines kleinen Kreuzes; diese Splittern sollten angeblich vom echten Kreuze Christi genommen sein. Vor diesem Altar mußte, wenn wir Abends vor und nach dem Essen, sowie zum Abendgebet in die Hauskapelle kamen, ein Jeder die Kniebeugung machen, so oft er vorüber ging, was sonst nur vor dem Hochaltar, wo das sogenannte Allerheiligste aufbewahrt ist, d. h. die in den Leib Christi verwandelte Hostie, geboten war. Die Kniebeugung vor

diesem hölzernen Kreuze war mir von Anfang an als Fetischdienst vorgekommen. Ich ging daher stets hinter dem kleinen Altar herum, um die gebotene Knieebeugung nicht machen zu müssen, bis ich angezeigt und dann gezwungen wurde, gleich den Anderen vor diesen kleinen Altar zu treten und vor dem Holze das Knie zu beugen. Die Andacht dieses Abends galt dem „Kreuze des allerheiligsten Erlösers".

c. Ewige Anbetung. Die katholische Kirche hat die Einrichtung getroffen, daß sämmtliche katholische Gemeinden auf dem ganzen Erdkreise abwechselnd zum sogenannten allerheiligsten Altarsakrament, das ist zum in der Hostie wirklich gegenwärtigen und öffentlich ausgestellten Heiland und Erlöser beten; so daß es jeder Gemeinde im Jahre einmal je nach der Größe ihrer Seelenzahl mehrere Stunden oder einen Tag so zu beten geboten ist und daher zu jeder Stunde, das ganze Jahr hindurch, bei Tag und Nacht irgend wo diese „ewige Anbetung" verrichtet wird. Der „Congregation zum heiligen Geist und unbefleckten Herzen Maria" traf es einen Tag und eine Nacht und beteten während dieser Zeit je zwei Zöglinge (scolastiques) und zwei Novizen zusammen je zwei Stunden lang.

In derselben Weise wurde in der Hauskapelle auf Befehl des Generalsuperiors jedes Jahr während den drei Carnevalstagen und Nächten vor dem Altar gebetet, um dem „lieben Gott" Abbitte zu thun für die vielen Sünden, mit denen er während diesen Tagen und Nächten von der verdorbenen, sündhaften Menschheit beleidigt wird.

Für die Nachtstunden wurden stets diejenigen gewählt, die besondere Erlaubniß sich ausgewirkt hatten, um früher aufstehen und studiren zu dürfen.

d. Die geistlichen Uebungen, die, wie im Anfange beschrieben, ein Jeder beim Eintritte durchmachen muß, werden jedes Jahr im Hochsommer gemeinschaftlich vorgenommen. Bei diesen gemeinschaftlichen Exercitien werden dann auch täglich ein bis zwei Predigten gehalten im Sinne der oben beschriebenen Betrachtungen, was sonst beim gewöhnlichen Gottesdienste nicht vorkommt. Noch erinnere ich mich, wie der Pater Director eines Tages den ehemaligen Jesuitenpater Passaglia *) als abschreckendes Beispiel zum Gegenstande einer Predigt machte.

Nach den Zöglingen werden diese geistlichen Uebungen gemeinschaftlich

*) P. Passaglia war Professor der Theologie am Coll. romano in Rom und als solcher wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt. Er war so geehrt, daß man ihm stets einen dienenden Laienbruder vorausschickte, der ihm seine Bücher und Hefte nach seinem Lehrstuhle trug. Im Jahre 1854 erhob bekanntlich Papst Pius IX. die Lehre von der „unbefleckten Empfängniß Mariä" zum Dogma, nachdem sie seit dem 8. Jahrhundert eine Streitfrage der Theologen gewesen war. Die nunmehrige Beweisführung war das Werk des P. Passaglia, der nachher bald, da er sich nicht mehr den Befehlen seiner Obern unbedingt fügen wollte, aus dem Jesuitenorden austrat. Um einen allzu großen Skandal zu vermeiden, gab ihm der Papst eine Landpfarre. Aber bald verließ er auch diese und wurde als abtrünniger Sohn der Kirche in Turin vom Victor Emmanuel als Professor der Philosophie angestellt.

von den anwesenden Patres durchgemacht, zu welchem Zeitpunkte gewöhnlich jedes Jahr eine Anzahl Missionäre aus den fernen Erdtheilen auf einige Zeit zur Erholung eintreffen.

9. Die gegenseitige Controle.

Mancher Leser mag bisher schon gedacht haben, es möchte am Ende nicht so gefährlich sein, die eine oder andere Vorschrift einmal nicht so genau zu befolgen, es werde doch nicht immer irgend ein Director oder sonst einer der Oberen zugegen sein. Dieses ist aber von Denen, die dieses Erziehungssystem ausgedacht und aufgestellt haben, auch gedacht worden und darum haben sie dafür gesorgt, daß es nicht vorkommen kann. Sie haben jene berühmte gegenseitige Controle eingeführt und — wahrlich sie ist einer der Haupthebel im ganzen System. Bedenkt man: man soll so wenig wie möglich allein in der Zelle oder sonst wo sein, nie zu zwei, sondern mindestens zu drei; daß man ferner selbst in seiner Zelle keine Minute sicher ist, einen Besuch zu bekommen, sodann daß jede Minute des Tages bestimmt ist, wie sie angewendet werden soll und nehme nun hinzu: es ist einem Jeden auf das Strengste auf das Gewissen gebunden, auch das Unbedeutendste, was er an Andern wahrnimmt und was nicht ganz in Ordnung sein sollte, anzuzeigen; so daß von Hundert, die beisammen sind und zusammen leben, ein Jeder neunundneunzig Beobachter hat und selbst dieselben neunundneunzig zu beobachten und allen denselben Dienst zu erweisen, — so mag einleuchten, daß nicht immer ein Vorgesetzter zugegen sein braucht, damit die Tagesordnung genau befolgt werde.

Diese gegenseitige Controle, deren große Bedeutung wohl zu erkennen ist, erscheint leicht als häßliche Angeberei. Innerhalb der Anstalt aber wird sie ganz anders betrachtet. Die christliche Liebe verlangt, daß ich zur Besserung des Nebenmenschen, besonders aber eines geistlichen Mitbruders all mein Mögliches beitrage. Aus diesem Liebesgrundsatz hat man die Gerechtigkeit, ja eben den echt christlichen Liebesdienst der Inquisition gefolgert; nach demselben Satze ist es keine häßliche Angeberei, die Vergehen eines Andern anzuzeigen, sondern es ist Dienst christlicher Liebe, weil der Andere gerügt, gestraft und dadurch gebessert wird. Der Angeber erweist also dem Angegebenen einen wirklichen Liebesdienst und je mehr er ihn anzeigt, desto mehr kümmert er sich um dessen Wohl und Seelenheil.

Diese gegenseitige Controle erstreckt sich auf alle Angehörige der Gesellschaft, gleichviel welchen Ranges sie sind, in oder außer dem Hause. Selbst der in irgend welcher nicht geistlichen Mission Ausgeschickte, der sich vielleicht in einer frommen Stadt, nahe einem protestantischen Hofe u. dgl. aufhält, ist davon nicht frei. Bei außerordentlichen Veranlassungen kann es vorkommen, daß einmal ein Mitglied auf einige Wochen nach der Heimath entlassen wird. Bei der Abreise wird ihm dringend anbefohlen,

sich am Aufenthaltsorte sofort einem bestimmten Geistlichen, der, wenn möglich, bezeichnet wird, zur besondern Leitung anzuvertrauen, und welcher alsdann über ihn berichten kann. Es ist aber viel klüger, diese Vorschrift genau zu befolgen und über sich berichten zu lassen, als es nicht zu thun. Es kam vor, daß ein Zögling wegen besonderer Verhältnisse auf einige Wochen nach Hause entlassen wurde. Auf der Reise hatte er in einer entfernten Stadt etwas verschuldet. Er konnte sich dort keinem Geistlichen zur besondern Leitung anvertrauen, weil er sich nur auf der Durchreise aufhielt. Aber ehe er zurückkam, wußten wir sein Vergehen. Man hatte ihn in jener Stadt nicht persönlich gekannt, aber ein Abzeichen am Kleide hatte verrathen, zu welcher Congregation er gehörte und so sein Aeußeres sowie Zeit und Ort seines Aufenthaltes beschrieben, mithin war er eben so gut angezeigt, als wäre ein Mitbruder an seiner Seite gewesen. Das Vergehen wurde ihm aber härter angerechnet, als wenn er's in der Anstalt selbst begangen hätte, weil man annahm, er hätte sich dabei auf den Umstand gestützt, ohne gegenseitige Controle zu sein.

10. Die Kapitelstunde.

Das Gericht, wo die Vergehen angezeigt und die Strafen dafür ausgesprochen wurden, war die Kapitelstunde. Diese fand jeden Sonntag Abend statt im Studiensaale. Der Pater Director mit einem andern oder zwei andern Patres präsidirte; sämmtliche Zöglinge saßen an ihren Plätzen. Zuerst wurden die verschiedenen Aemter für die nächste Woche vertheilt. Nach diesem wurde gefragt, wer etwas über einen scolastique postulant anzuzeigen habe. Und nun erhob sich einer nach dem andern und zeigte ihm aus christlicher Liebe zum Seelenheile des Mitbruders an, was er in der vergangenen Woche Tadelnswerthes an ihm gesehen oder entdeckt. Nach jedem Punkte der Anzeige wurde sofort die Strafe diktirt. War man mit den scolastiques postulants fertig, so kamen die wirklichen scolastiques an die Reihe; nachher, wenn noch Zeit war, wurden noch andere Angelegenheiten besprochen.

Abweichend von andern Gerichtssitzungen aber war, daß der Angeklagte auch nicht eine Silbe zu seiner Vertheidigung sagen durfte, selbst, was auch vorkam, wenn er ganz unschuldig war. Als dies einstmals ein unschuldig Angeklagter versuchen wollte, erhielt er auch dafür eine Strafe und man sagte ihm: bist du schuldig, so hast du die Strafe verdient, nimm sie hin und bessere dich; bist du unschuldig, so nimm sie auch dann in Demuth geduldig hin und bedenke, daß du manche Sünde begehst, für die du keine Strafe erhälst. Interessant war bei diesen Anzeigen, daß es erstens so ziemlich dieselben waren, die jeden Sonntag etwas anzuzeigen hatten; sodann, daß ein Jeder von ihnen so ziemlich immer einen Fehler derselben Art zu rügen hatte; so z. B. hatte der Eine ein besonderes Augenmerk darauf, ob die Andern während den Andachtsübungen zerstreut wären oder nicht; ein Zweiter hörte be-

sonders darauf, was sein Nachbar sprach; ein Dritter, wie seine Mitschüler die Haare gekämmt u. s. w. Hatte sich ein Zögling einen namhaften*) Fehler während der Woche zu Schulden kommen lassen, so war es ihm zur Gewissenssache gemacht, sofort zum Pater Director, oder wenn derselbe für den Augenblick nicht zu treffen war, zu einem andern Pater zu gehen, demselben den Fehler anzuzeigen und dafür eine Buße zu verlangen, unter Umständen auch in der Hauskapelle den „lieben Gott" um Verzeihung zu bitten.

Bei Besprechung innerer Angelegenheiten in dieser Kapitelstunde durften die scolastiques postulants nicht anwesend sein, sondern hatten sich zu entfernen und während dieser Zeit in einem kleineren Unterrichtssaale gemeinschaftlich eine geistliche Lesung vorzunehmen.

11. Die besondere Seelenleitung.

Der katholische Priester hat einen Eid darauf geschworen, von dem ihm in der Ohrenbeichte Anvertrauten keinerlei Gebrauch zu machen. Da der Director eines solchen Erziehungshauses, wie das hier beschriebene der „Congregation vom hl. Geist und unbefleckten Herzen Maria", stets ein Priester ist, so gilt natürlich obiges strenges Gesetz auch für ihn. Hingegen ist es gewiß für einen solchen Director von der größten Wichtigkeit, seinen Zögling bis zu den zartesten Gefühlsregungen zu kennen. Die gegenseitige Controle, wenn sie auch noch so scharf gehandhabt wird, ist doch nicht im Stande, den Einzelnen so bis ins Kleinste kennbar zu machen, und um so weniger, je mehr er die Gabe besitzt, sich zu verstellen. Das Mittelding zwischen Ohrenbeichte und Controle, um jenen Zweck, nämlich auch möglichst jede Gefühlsregung kennen zu lernen, zu erreichen, bildet die besondere Seelenleitung von Seiten des Pater Director, welcher jeder Zögling unterworfen ist.

Diese besondere Seelenleitung besteht darin, daß der Pater Director jeden einzelnen Zögling alle acht bis vierzehn Tage, wenn er es für gut findet noch öfter, in eine besonders vertraute Unterredung zieht. Der Zögling wird aufgefordert — im Interesse seines Seelenheils — der Erreichung einer möglichst hohen Stufe geistlicher Vollkommenheit, um dereinst nach dem Tode gewiß der ewigen Seligkeit theilhaftig werden zu können, ihm, dem Director, Alles, auch die leisesten Neigungen, Regungen und Versuchungen, die ihm am meisten beschäftigenden Gedanken, etwaige Zerstreuung während des Gebetes, Fortschritte im Particularexamen, ob öfter fromme Affekte in ihm sich kund geben, mit welchem Fehler er am meisten zu kämpfen habe, ob es ihm schwer oder leicht werde, die ihm auferlegten Bußübungen zu verrichten u. dgl. m. mitzutheilen. Was der

*) Wenn ich hier das Wort „namhaft" gebrauche, so darf es der Leser nicht in dem sonst gewöhnlichen Sinne nehmen. In derartigen Anstalten gilt ein Fehler für namhaft, der sonst als unbedeutend gar nicht angeschlagen wird.

Zögling vergessen oder absichtlich verschweigen sollte, wird durch Fragen, die an die tägliche Beobachtung und an die Anzeigen in der Kapitelstunde angeknüpft werden, herausgeforscht. Der Director geht hierin mit der größten Liebenswürdigkeit und Milde zu Werke. Diese vertraute Unterredung, die sich auch auf den körperlichen Zustand erstreckt, dauert, so lange es eben nothwendig ist. Ist der Eine fertig, so kommt der Andere an die Reihe.

Das in dieser besonderen Seelenleitung Mitgetheilte ist mehr, als was in der Beichte bekannt wird. Hier hat man nur das Sündhafte zu bekennen, dort aber Alles mitzutheilen, so daß der ganze Zögling, wie er ist, klar vor den Augen des Directors gleichsam daliegt wie ein offenes Buch. Wenn man nun noch bedenkt, daß, so vertraut und geheim auch dieses zwischen Beiden verhandelt wird, und der Director auch nichts insofern veröffentlicht, daß er's andern Zöglingen mittheilt, er doch das Recht hat, alles hier Mitgetheilte in seiner Beurtheilung und Behandlung des Zöglings zu berühren und er natürlich von diesem Rechte auch den weitesten Gebrauch macht, so ist klar, eine wie große Bedeutung diese besondere Seelenleitung haben muß, und mit welcher Aufmerksamkeit und Sorgfalt man sie betreibt. Die Ohrenbeichte wäre vollständig überflüssig, wenn sie nicht mit der beigefügten Lossprechung von den gebeichteten Sünden vorgeschrieben wäre. Das eidlich gelobte Beichtgeheimniß hat für den Zögling auf diese Weise wenig oder gar keinen Werth.

VI. Das Studium.

Die „Congregation vom heiligen Geist und unbefleckten Herzen Maria" hatte, wie schon früher bemerkt, den doppelten Zweck, sowohl für die weltliche Seelsorge innerhalb der Grenzen Frankreichs als auch für die Missionsthätigkeit in den fremden Erdtheilen Priester heranzubilden. Wer bei seinem Eintritte schon Priester ist, hat nur, um wirkliches Mitglied und Pater der Gesellschaft zu werden, das Noviziat durchzumachen. Wer bei seinem Eintritte noch nicht Priester ist, aber doch schon studirt hat, hat eine Prüfung zu bestehen, damit man weiß, welchem Cursus er zugetheilt werden muß. Wer noch gar keine Studien gemacht hat, wird, vorausgesetzt, daß er in die Congregration eintritt, um Priester, Pater zu werden, in eines der kleinen Seminarien (petit scolastiquat) gebracht. Die Gesellschaft besitzt demnach eigene Unterrichtsanstalten für alle Stufen des für den Priester nöthigen Studiums, das hier einer etwas näheren Betrachtung unterzogen werden soll.

1. Das kleine Seminar.

Das kleine Seminar vertritt die Stelle unseres Gymnasiums, ja, wenn nöthig, auch die unserer Elementarschule. Denn es ist kein Alter vorgeschrieben, das man zurückgelegt haben muß, als höchstens die allererste Kindheit, die ersten 3—4 Jahre. Hat ein Kind diese hinter sich, so ist es jeden Tag angenehm, wenn die Eltern kommen und ihren Sohn dem Dienste Gottes und seiner heiligen Kirche weihen. Der Mitbruder D . . . . wußte sich nicht zu erinnern, bei Eltern und Geschwistern in der Heimath, d. h. im Geburtsorte gewesen zu sein, sondern alle seine Erinnerungen aus der Kindheit gingen nicht über das kleine Seminar hinaus. Er war ja noch im Kinderrocke von seiner Mutter nach diesem Hause gebracht und daher auch darin erzogen worden. Wenn er mitunter auf einem Spaziergange einmal mit einem Schornsteinfeger- oder Kesselflickerjungen als seinem Landsmann geneckt wurde, so wußte er nur, daß die Armuth und die elende Lebensweise solcher Kinder mit der Armuth seiner Heimathgegend, der Provinz Auvergne, in einer Beziehung stehen können, weil das kleine Seminar, in dem er seine Kindheit verbracht, selbst in dieser Provinz sich befindet. Seine Eltern und Geschwister kannte er nur von den Besuchen, die diese ihm gemacht. Wären ihm diese aber nicht als solche vorgestellt worden, hätte man ihm nicht gesagt, daß er außerhalb Eltern und Geschwister habe, so hätte er eben so gut meinen können, er wäre in dem geistlichen Hause selbst geboren. Allerdings waren „die weltlichen Bande", die den Menschen sonst an seine Familie, an Eltern und Geschwister knüpfen, nicht nur gelöst, sie waren so gut wie gar nicht vorhanden, sie waren nie geknüpft worden. Ja, der gute, junge D . . . . kannte die Menschen nur so weit, als er nach dem Gutbefinden der Obern mit ihnen zusammen kam oder von ihnen erzählen hörte; er kannte die Erde, das Land außerhalb des Hauses nur so weit, als er es mit Erlaubniß der Oberenbetreten durfte; er kannte die Menschen und die Welt — er kannte Alles nur so weit, als es die Oberen für gut fanden. Nicht einer Mutter heilige Liebe, nicht eines Vaters Sorge und Ernst, nicht eines Freundes Treue — von den zarten Regungen einer ersten Jugendliebe ganz zu schweigen — konnte ihm die Sehnsucht nach dem Leben draußen unter den Menschen rege machen, er kannte dieses Alles nicht. Und doch — er war eben achtzehn Jahre geworden — doch begann er, manches Mal in trübes Sinnen zu versinken und sein großes blaues Auge blickte wie sehnsüchtig nach einem unbekannten aber gesuchten Etwas in der Ferne umher. Nicht ganz umsonst wurde er oft von Fremden wegen seiner blauen Augen, seinen lichtblonden Haaren und seiner Gesichtsfarbe für einen Deutschen gehalten, ein unbekannter Drang, ihm selbst nicht klar, zog ihn zu den Deutschen hin. Was war es, das in dem jungen Manne einen — verbotenen Drang nach Freundschaft und sogar nach Freundschaft mit den ernsteren Deutschen, denen

man so nicht allzuviel Vertrauen schenkte, erregte? Ja, was war es, das ihn bewog, in der letzten Viertelstunde meines Aufenthaltes in jenem Hause, auf heimlich verbotene Weise mich zu umschlingen und eine ganz verbotene weltliche Thräne zu vergießen? Es war vielleicht der erste Ungehorsam, den der zarte, noch so unschuldige Jüngling beging. Ein tiefes Weh war es, was in seinem Gesichte lag, ein tiefes Weh, was mich erfaßt hatte; noch kann ich ihn sehen, wie er heimlich, verbotener Weise in der kleinen Zelle — in seiner Zelle — ich hatte damals schon keine mehr — vor mir stand. Hätte ich ihn mitnehmen können, ich weiß, er wäre mit gegangen und schön und herrlich wäre wohl die Blume der treuesten Freundschaft gewachsen aus der Seele dieses Jünglings.

Für solche war daher das kleine Seminar auch Elementarschule. Sonst aber war seine Eintheilung der Klassen, sowie die Wahl der Gegenstände wie auf unseren Gymnasien. Allerdings gab man sich bei diesen Studien sowohl von Seiten des Lehrers als der Schüler nicht die Mühe, wie auf unsern Gymnasien, hatte man dort doch nur das eine Ziel vor Augen: Missionspriester zu werden. Da überdies die meisten Schüler Franzosen waren, und der Franzose von Natur aus kein Freund von tiefem Denken und Studiren ist, so ist es leicht erklärlich, daß man auch hier, wo keine Behörde eine strenge Prüfung abnahm, von der die spätere Stellung im Leben abhing, ziemlich oberflächlich zu Werke ging. So z. B. begnügte man sich in der lateinischen Sprache die Worte und ihre Hauptformen auswendig zu wissen, die Construction wurde von den meisten Lehrern und Schülern getrost französisch gemacht, ja oft Wortformen gebildet, von denen der Lateiner keine Ahnung hat. In Erlernung der griechischen Sprache kamen die guten Leute kaum über die Anfangsgründe hinaus, vom Hebräischen war gar keine Rede. Neben diesen Sprachen — eine der jetzt lebenden Sprachen zu erlernen, fiel kaum einmal dem Einem oder Andern ein, wurde aber gewöhnlich bald wieder aufgegeben — trieb man noch etwas Naturgeschichte und Mathematik. So kamen die jungen Leute gewöhnlich aus dem kleinen Seminar nach dem großen, um in den Cursus der Philosophie einzutreten.

Solche kleine Seminarien hatte die Congregation mehrere und zwar in der Provinz Bretagne, Auvergne, zwei in Irland; und eben hatte man sich an zwei Orten in Deutschland (Rheingegend) neu angekauft; auch sprach man davon, in der Schweiz, besonders aber in Schweden oder Norwegen festen Fuß zu fassen. Vorbereitende Schulen wurden auch von den Missionspatres, wenn sie es für gut hielten, an manchen Stellen ihrer Missionsthätigkeit in außereuropäischen Ländern angelegt.

Ein Beispiel von geographischer Kenntniß eines solchen Schülers sei hier noch erwähnt. C . . ., ein gemüthlicher Sohn der Bretagne, war bereits im zweiten Jahre der Theologie und frug mich eines Tages, ob das Großherzogthum Baden (also der erste Grenzstaat Frankreichs

gegen Osten) am Meere liege? — — Man lernte die Departements Frankreichs kennen, darüber hinaus, z. B. nach Osten und Norden, liegt Deutschland und das ist genug. Was braucht ein junger Mann, der für die Belehrung der Hottentotten und Kaffern bestimmt ist, zu wissen, aus welchen Staaten Deutschland besteht und wie groß es ist.

2. Das große Seminar.

Dieses befand sich in zwei Abtheilungen in Paris und auf dem benachbarten Landgut in Chevilly. Jede Abtheilung hatte einen philosophischen Cursus, mit dem noch etwas Physik und Chemie verbunden wurde, aber ohne Bedeutung, und einen theologischen.

a. Philosophie. Beim Studium der Philosophie galt vor Allem der Grundsatz: Philosophia est ancilla theologiae — die Philosophie ist die Dienerin der Theologie. Darunter verstand man natürlich: die Philosophie ist nur dazu da, die Theologie zu unterstützen in ihren Behauptungen, in der Beweisführung ihrer Dogmen; und daß man dann nur die katholische Theologie für die wahre hielt, ist selbstverständlich. Und wie wurde nun diese „Dienerin-Philosophie" studirt? — Von einem ungenannten Verfasser hatten wir ein Elementarbuch der gesammten Philosophie, das aus folgenden Theilen bestand: Logik, Ontologie, natürliche Theologie, Psychologie und ein Anhang von Aesthetik. Von zwei italienischen Jesuiten, deren Namen mir entfallen sind, waren noch zwei Werkchen vorhanden, welche gegen ausdrückliche Erlaubniß mit benutzt werden konnten. Da der Cursus schon einige Monate begonnen hatte, als ich ankam, erhielt ich einen Privatlehrer, um das bereits Versäumte schneller nachholen zu können. In der Logik wurde das Hauptgewicht auf die Schlüsse gelegt; weniger wurde auf klare Begriffe und Definitionen gegeben. Bisher war ich nirgends definitiver Schüler eines Lehrers der Philosophie oder Anhänger eines Systems gewesen; nur einige Bücher hatte ich gelesen und gedacht hatte ich viel und erfahren hatte ich auch schon einen guten Theil. In mancher Hinsicht hatte ich mir bereits ein selbständiges Urtheil gebildet, und ich war vielleicht in meinen Grundsätzen Ketzer, ehe ich in diese Anstalt kam, aber ohne es zu wissen. So war mir schon früher klar geworden, daß der Mensch das festhalten müsse, was ihm seine Ueberzeugung als das Bessere und Wahre bezeichne; sowie daß der Mensch nicht über sein Wissen und Gewissen hinaus verantwortlich sein könne. Vor allem war ich, ohne Philosoph zu sein nach der schulgerechten Auffassung, der Meinung, daß man in der Philosophie vollständige Denkfreiheit und Freiheit der Ueberzeugung nicht nur beanspruchen, sondern geradezu üben könne. — Nach den Lehren, die ich da nun zu hören bekam, hatte ich mich gewaltig geirrt: — die Dienerin darf doch nicht über die Herrin hinausgehen, die Philosophie doch nicht

etwas annehmen, was die Theologie mit Abscheu und Entrüstung verwirft.

Es waren verschiedene Punkte, in denen ich meine eigene Meinung aufstellte und auch aufrecht zu erhalten suchte. So z. B. konnte ich nicht begreifen, wie man erst den Unterschied zwischen Substanz und Accidenz dahin definirte, daß die Substanz nicht eines Anderen bedürfe, um existiren zu können, was bei dem Accidenz der Fall wäre; also geradezu erklärte, daß ein Accidenz nur durch eine Substanz Dasein haben könne, und nachher doch behauptete, daß es eine Art (Klasse) von Accidenzien gebe, welche auch „eine Art selbständigen Daseins" hätten. Dagegen trat ich auf und behauptete ein entschiedenes Entweder-Oder. Ich wußte ja nicht, daß diese Art Accidenzien später zum Beweis der Transsubstantiationslehre nöthig sein werde. Ebenso erklärte ich mich gegen den absolut aufgestellten Satz: Gott kann Alles machen, indem ich behauptete, er könne doch nicht sich Widersprechendes, nichts Unmögliches machen. Immer mehr fand ich, daß die Philosophie, wie man sie da lehrte, allerdings eine feile Dienerin der Theologie sei, indem man sie gerade so zustutze und vortrage, wie man sie zur Theologie brauche, um sich nachher auf sie — die Philosophie — berufen zu können. Doch die Meinung wenigstens eines der mir als „gut" vorgelegten Autoren müßte ich annehmen, hatte man mir gesagt. Als man aber gar von Ketzerei und ketzerischen Ansichten in der Philosophie sprach, als man die deutschen Philosophen lächerlich zu machen suchte, weil ihre Lehren nicht mit denen der Theologie übereinstimmten und ich doch merkte, daß gerade diejenigen, welche stolz im Bewußtsein des Alleinbesitzes der Wahrheit über „den Wahnsinn der deutschen Philosophen" lachten, auch nicht eine Spur von Verständniß hatten, und als man erzählte, daß man den Pater Rothenflue aus Freiburg i. d. Schweiz nach Rom gerufen, um seine Annahme von „angeborenen Ideen im Menschen" zu widerrufen, weil sie zum Pantheismus führten, der nahe daran war, in der Klemme zwischen eigener Ueberzeugung und Lehre der Kirche wahnsinnig zu werden; ja als man sogar sich nicht scheute, wenn man keinen Ausweg mehr wußte, sogar sich auf den Glauben zu berufen oder eine Bibelstelle anzuführen — in der Philosophie! da wurde mir klar, woran ich mit dieser Philosophie war und — philosophirte nun für mich. Es dauerte aber nicht lange, so war das Schuljahr zu Ende, und da hatten sämmtliche Schüler der Philosophie eine Prüfung zu bestehen, also auch ich. Nach einer bestehenden Bestimmung der Anstalt hätte ich eigentlich noch ein Jahr dem Cursus der Philosophie beiwohnen sollen, weil ich nicht das ganze Jahr mitgemacht. In der Prüfung wurde mir unter Anderem die Frage vorgelegt, ob außer dieser jetzt bestehenden Welt noch eine andere bestehen könnte, ohne auf die jetzige einen Einfluß auszuüben. Ich verneinte die Frage, indem ich sagte: erstens wäre noch nicht bewiesen, daß diese Welt irgendwo eine Grenze hätte und wo diese Grenze wäre; sodann verstände ich unter Welt alles Existirende, ich also

eine zweite Welt im strengen Sinne des Wortes mir nicht denken könne; ebensowenig wäre mir in diesem Falle der vollständige Mangel eines gegenseitigen Einflusses denkbar. Die Antwort, die mir wurde, war: wenn diese Welt keine Grenze hätte, wäre sie unendlich, also Gott selbst. Diese Ansicht aber sei ketzerisch, und ich dürfe sie mithin nicht annehmen. Am andern Tage kam vom Generalsuperior die Verfügung, daß ich keine Philosophie mehr studiren dürfe, sondern sofort in den Cursus der Theologie einzutreten hätte. — — Es that mir leid, so gespannt ich auch auf das Studium der Theologie war hier in dieser Anstalt, die sie streng nach der Lehre Roms vorzutragen vorgab. Wie gerne hätte ich noch ein Jahr mich nur mit den philosophischen Fragen beschäftigt, die man hier so kurz abfertigte, und die für mich lange nicht gelöst waren, ja jetzt erst recht für mich immer wichtiger und zum Studiren anspornend wurden. Waren es doch schon solche Fragen gewesen, die frühe in der Brust des Jünglings sich aufgeworfen, die frühe sein Inneres beunruhigt und für welche er im eigentlichen Studium ganz bestimmt die Auflösung erwartet, mit solcher Zuversicht, mit welcher ein Unglücklicher, ein Verlassener mit der größten Sehnsucht der Stunde entgegenharrt, in welcher er die Wohnung seines Freundes erreichen wird. Schon früher hatte ich die „philosophischen Studien über das Christenthum von Aug. Nicolas" in die Hände bekommen, in welchen der Verfasser sich eine so wichtige Aufgabe gestellt und — ich hatte sie unbefriedigt wieder aus den Händen gelegt. Hier hatte ich bald nach den mir so sehr angerühmten philosophischen Abhandlungen von Fénélon und Bossuet gegriffen und als Kernpunkt in dem Beweise für das Dasein Gottes den Satz gefunden „weil das Haus, das wir sehen, einen Baumeister hat, muß die Welt auch einen haben"; auch die Abhandlung des letzteren hatte mir die erwartete Lösung nicht gebracht. Aber blieb nicht so manches philosophische Werk zu lesen übrig, was ich noch nicht gesehen, von dessen Da- und Vorhandensein ich Kunde erhalten? Wahrscheinlich würden doch diese die Lösung bringen. — Doch, wenn ich bedachte, wie es mir in dem halben Jahre ergangen, konnte ich da erwarten, daß es mir in einem weiteren Jahre besser ergehen werde? Wenn man auch der Philosophie die Schranke des Glaubens setzte und ich mir in dieser kurzen Zeit schon in ganz argloser Weise ketzerische Ansichten angeeignet, wie konnte ich da eine unbedingte Lösung jener Fragen erwarten, wie ich sie wollte? — Und wie, was ich in dem Bischen Philosophie nicht gefunden und nicht finden durfte, konnte nicht die Theologie es mir bringen? — Waren jene Fragen überhaupt zu lösen, waren jene Beweise überhaupt zu liefern — die Theologie mußte es leisten. — Also zur Theologie!

b. Theologie. Diese wurde in drei Jahrescursen gelehrt und zwar so, daß in jedem Jahre die ersten Theile sämmtlicher theologischen Hauptfächer, wie Dogmatik, Moral, Exegese, Kirchengeschichte und Kirchenrecht vorgetragen wurden. Jedes Jahr bot also ein Stück der ganzen

Theologie. Wer nun nicht gerade in dies Studium eintrat in einem Jahre, in welchem wieder von Anfang begonnen wurde, mußte mit dem zweiten oder dritten Hauptstücke anfangen und den eigentlichen Anfang erst im zweiten oder dritten Jahre hören. Die Nebenfächer, wie Pastoraltheologie u. dgl. wurden auf das Noviziat verspart. Jedenfalls ist es von Interesse, die Art und Weise, wie Dogmen, Glaubenssätze, Sittenlehre sowie andere Punkte, die im geistigen Leben so vieler Christen eine so große Rolle spielen, gelehrt wurden, etwas näher zu betrachten. Dabei muß ich aber den freundlichen Leser bitten, wenn ich Schattenseiten, wenn ich Beklagenswerthes berichte, es nicht so zu nehmen, als sollte es von dem Studium der christlichen, speciell der römisch-katholischen Theologie überhaupt gelten. Wohl weiß ich, wie gelehrte Männer mit dem größten Fleiß und mit großer Gelehrsamkeit, ja mit dem größten, für eine so wichtige Sache nöthigen Ernst dieselben Punkte behandelt haben und noch behandeln. Ihr Verdienst, dem Mit- und Nachwelt die Achtung nicht versagt, nicht versagen darf, kann hierdurch nicht geschmälert, sondern nur noch mehr hervorgehoben werden. Für die

Dogmatik war das theologische Werk von Thomas ex Charmes eingeführt; zum weiteren Nachschlagen des Compendium praelect. theolog. von P. J. Perrone sowie das größere Werk, die praelectiones theologicae des letztern Verfassers. Da von diesen Werken mir nur die beiden letztern bei der Hand sind, sie auch ohne Zweifel größern Werth haben als das erstere, da, abgesehen vom Inhalt, P. J. Perrone Vorsteher des ersten theologischen Seminars in Rom ist und als Autorität mehr bekannt, werde ich mich an diesen halten.

Schon gleich im Anfange begegnete ich einer Beweisführung, die mich stutzig machte. Das erste Hauptstück handelt nämlich von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und wirklichen Existenz einer übernatürlichen, in der Zeit stattgehabten Offenbarung Gottes an die Menschen. Jeder denkende Mensch muß aber einsehen, auch wenn er nicht gerade schulgerechter Theologe ist, daß die Möglichkeit einer solchen Offenbarung abhängig ist von der Existenz eines Gottes, mit dessen Begriff eine solche Offenbarung sich vereinigen läßt. Ganz mit Recht sagt über diesen Punkt Prof. Chr. Ernst Luthardt in seinen „Apologetischen Vorträgen" *): „Es giebt eigentlich nur einen Einwand gegen die Möglichkeit der Offenbarung, und dieser heißt: es ist kein Gott. Wo man keinen persönlichen und lebendigen Gott kennt, da kann man freilich auch die Möglichkeit einer Offenbarung Gottes nicht zugestehen." Auch dieser Verfasser beweist eine Offenbarung, aber erst, nachdem er die Existenz einer Gottheit nachgewiesen, die sich auf solche Weise offenbaren kann. Wie diese Beweise, die hier zu kritisiren nicht der Ort ist, auch beschaffen sein mögen, so ist doch Consequenz darin. Was aber finden

*) Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christenthums von Chr. Ernst Luthardt, Consistorialrath, Doctor und Professor der Theologie. Leipzig bei Dörffling und Franke. 1868.

wir bei P. J. Perrone? — Den Gott, den er zur Beweisführung der Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung braucht, setzt er einfach voraus. „Unter übernatürlicher Offenbarung aber, sagt er gleich auf der ersten Seite, verstehen wir jene unmittelbare Kundgebung, welche Gott, dessen Existenz wir hier voraussetzen, von sich und denjenigen Wahrheiten macht, welche den Menschen zu seinem letzten Ziele führen." *) Und nun beweist er auf den folgenden Seiten mit der Allmacht, Weisheit und allen möglichen übrigen Eigenschaften Gottes die Möglichkeit, Nothwendigkeit und wirkliche Existenz einer solchen Offenbarung. All diese Eigenschaften sind mit Gott vorausgesetzt. Man könnte mir hierauf allenfalls zweierlei einwenden. Einmal, könnte man sagen, hat er das Recht, bei Denen, die Theologie studiren wollen, den Glauben an einen persönlichen Gott vorauszusetzen, und es ist Sache der Apologeten gegen die Ungläubigen diesen Gott zu beweisen. Aber einmal kommt in dem ganzen theologischen System, wie es hier gelehrt wird, kein apologethischer Beweis als solcher vor, und dann bin ich der Meinung, daß der Theologe nur dann fest in seinem Sattel zu sitzen im Stande ist, wenn er sich auf den Standpunkt des Ungläubigen stellen und von diesem Standpunkt aus seine Beweise führen kann. Sodann könnte man sagen, der Verfasser hat jedenfalls irgendwo anders den Beweis über die Existenz eines solchen Gottes geführt. — Das hat er auch, aber wie? Nachdem er in der Abhandlung über Gott erst mit Hülfe der bekannten drei — dem metaphysischen, physisch-theologischen und dem moralischen — Beweise die Existenz einer Gottheit dargethan, beweist er nach einander all die zur Möglichkeit seiner übernatürlichen Offenbarung nöthigen Eigenschaften Gottes mit — Bibelstellen! Glaubensbekenntnissen und Kirchenvätern! **) So ist die ganze Beweisführung folgende: Erst die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung mit Hülfe eines vorausgesetzten Gottes, dann die wirkliche Existenz dieser Offenbarung mit Hülfe der Wunder und Prophezeiungen, die in der Bibel erzählt werden ***) Nun wird mit Hülfe der durch Christus geschehenen, durch seine Wunder bewiesenen Offenbarung die Kirche als göttliche Anstalt und die biblischen Schriften als göttlich eingegeben bewiesen: †) Ohne jeden vorausgesetzten Gott hat er keine Offenbarung und ohne die Offenbarung hat er keine heilige Schrift als geoffenbartes Wort, und ohne diese heilige Schrift hat er jenen Gott nicht.

Weiter: Nicht nur P. J. Perrone, auch andere Theologen beweisen

*) Praelect. theolog. quas in coll. rom. habebat Joannes Perrone soc. Jesu ob eodem in compendiam redactae. pag. 62, tractatus de vera religione.

**) Es würde zu weit führen, die betreffenden Stellen alle anzuführen, ich verweise daher auf dasselbe Werk von Seite 343 ab, von wo an die verschiedenen Eigenschaften Gottes nachgewiesen werden.

***) Siehe S. 81 desselben Werkes.

†) Siehe die Abhandlungen über die Kirche und die heilige Schrift von S. 98 ab in demselben Werke.

die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung aus der Schwachheit, der Kurzsichtigkeit der menschlichen Vernunft; aus der Sündhaftigkeit, aus den Irrthümern der Menschheit, durch die sie gegangen auf der langen Bahn ihrer Entwicklung. Aber all dieses beweist die Nothwendigkeit einer solchen Offenbarung nicht, wenn nicht erst ein anderer Beweis vorausgegangen. — Und dieser Beweis ist der — über eine jenseitige, übernatürliche Bestimmung — ein übernatürliches Ziel des und der Menschen. Das von den Kirchen gelehrte Christenthum nimmt ein solches Ziel an; aber woher diese Annahme? woher alle die mehr oder weniger Stichhaltigkeit enthaltenden Beweise dafür? — woher, als aus derselben Offenbarung und aus der für allein richtig behaupteten Erklärung, die erst bewiesen werden soll. Niemand wird läugnen, daß der Mensch — wie wir ihn kennen — einen Theil der sogenannten natürlichen Schöpfung ausmacht, ihren Gesetzen unterworfen und in ihnen oder durch sie seine Geburt wie seinen Tod findet. Man beweise doch erst auf eine zwingende Weise, daß sich in ihm etwas finde, das auf eine andere Welt hinweist und damit auch auf ein in einer andern Welt gestecktes Ziel; so lange es denkende Menschen gibt, hat man an diesem Ja oder Nein gearbeitet und sich abgequält und jeder Jünger der Weisheit lauscht mit der größten Spannung dem Orakel der großen Meister, zu denen er in heiliger Scheu aufblickt und die er im Besitze dieser Wahrheit wähnt. Aber ist nicht gerade dieses, wird und kann man mir entgegen, einer der besten Beweise, daß dem schwachen Menschengeiste, der ja doch ein solch über seine Erdenbahn hinausliegendes Ziel ahnt, eine göttliche Offenbarung zu Hülfe kommen müsse! Recht schön, aber damit ist mir nicht geholfen. Erst soll ich ein solches Ziel glauben, und wenn ich es geglaubt, dann soll aus dem Geglaubten die Nothwendigkeit der Bekanntmachung bewiesen werden; und wenn diese bewiesen ist, soll sie selbst wieder beweisen, daß ich glauben soll und muß, daß es ein solches Ziel gebe. — Nicht die Schwachheit meines Geistes, nicht die Sündhaftigkeit und nicht die Irrthümer der Menschen kann jene Nothwendigkeit beweisen, sondern nur die erst festgestellte Thatsache, daß ein solches Ziel für den Menschen vorhanden, nach dem er streben müsse. Zeigt mir dieses, aber nicht aus der Offenbarung genommen, die zuerst zu beweisen ist. Jedes Geschöpf hat nur das Ziel zu erreichen, wozu ihm die Kräfte gegeben.

Nur einen festen Grund gebt mir zum Fundamente! — So seufzte ich auf, als ich in diesen Zirkeln und Wirbeln herumgetrieben wurde und frug meinen Mitbruder R—r, einen Deutschen, als ich die Beweise für die wichtigsten Punkte in einem Chaos von Bibelstellen erblickte, haben wir keine besseren Beweise in der Theologie als diese? Er antwortete: Nein. — Er mag wohl auf diese Antwort einen Schreck in meinen Zügen gelesen haben, denn auch er war betroffen. R . . . war mir Freund, so weit es in jenen Verhältnissen möglich war, und ich hielt ihn für den Klügsten unter allen. Um mich zu beschwichtigen

setzte er hinzu: „man muß glauben.“ — Das war's! — Wenn man glaubt, was bewiesen werden soll, braucht man die Theologie nur — auswendig zu lernen. — Ich kann über diesen Punct nicht besser schließen als mit den Worten eines andern deutschen Theologen, der, so weit ich ihn in wenigen, aber wichtigen Stunden kennen zu lernen die Gelegenheit hatte, sich wohl auch für einen nicht minder treuen Sohn der katholischen Kirche hält, aber in einer andern Luft aufgewachsen zu sein scheint. Er sagte in einer öffentlichen Versammlung von Gelehrten der verschiedensten religiösen Richtung über Offenbarung: Es ist die Aufgabe der Kritik, nachzusuchen, ob in der Geschichte einmal eine Offenbarung stattgefunden; und wenn eine stattgefunden, wann, wo und wie.“ —

Es kann hier nicht die Aufgabe noch die Absicht sein, die ganze Dogmatik, wie sie in der „Congregation zum heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä“ vorgetragen worden, zu kritisiren. Nur einige Puncte wollte ich hervorheben und gehe daher zu einem Andern über.

Schon an zwei Tagen hatte Dr. R... seine Unterrichtsstunde mit dem Vortrage über die Lehre „vom allerheiligsten Altarsakramente“ oder „von der wahrhaften, wirklichen und wesentlichen Gegenwart Christi in diesem Sakramente“ angefüllt und bereits den größten Theil des dritten wieder, so daß es mir beinahe vorkam, da wir doch das Recht hatten, etwa in uns aufsteigende Unklarheiten oder Einwürfe von ihm erklären oder heben zu lassen, als wollte er mit einem fließenden, „erschöpfenden“ Vortrage darüber hinwegkommen. Er hatte daher kaum eine Pause eintreten lassen, als ich die Gelegenheit benutzte und ihn bat, mir drei Fragen zu beantworten. Er gestattete es mir und ich bat ihn, mir die Definition von einer Oblate, einem menschlichen Körper sowie den Unterschied zwischen Substanz und Accidenz anzugeben. Er antwortete mir, daß eine Oblate eine aus feinem Mehl und Wasser gebackene dünne, runde Scheibe; daß ein menschlicher Körper der Körper desjenigen Geschöpfes wäre, das im Reiche der Organismen nach unsern Begriffen sowohl nach seinem organischen, als auch den demselben beigefügten geistigen Anlagen das vollkommenste wäre und den Namen Mensch trüge. Der Unterschied zwischen Substanz und Accidenz aber bestehe darin, daß jene zu ihrem Bestehen keines andern Dings bedürfe, sondern durch sich selbst bestehe, während letzteres eines andern Dings zu seinem Bestehen bedürfe, für sich allein also nicht bestehen könnte. Ich antwortete: So oft ich also das als Oblate Definirte wahrnehme, müßte ich doch das Vorhandensein einer Oblate annehmen; und so oft ich das als menschlichen Körper Definirte nicht wahrnehme, könnte ich das Vorhandensein nicht annehmen. Beides wären sinnliche Gegenstände; ich hätte nichts zum Beweis ihres wirklichen Vorhandenseins, als eben ihre sinnlich wahrnehmbaren Gestalten, wo daher diese mir begegneten, müßte ich sie als vorhanden betrachten; wo diese Gestalten fehlten, sie als nicht vorhanden. In dem Sakrament des Altars aber träten die Gestalten von Brod und Wein vollständig sinnlich wahr-

nehmbar, für Auge, Gefühl, Geschmack und Geruch, ja sogar in chemischer Auflösung mir ebenso entgegen, als wenn sie von der Verwandlung, nach der Lehre der Kirche selbst noch natürliches Brod und natürlicher Wein wären. Hingegen könne Niemand, der Priester selbst nicht, von den Gestalten eines menschlichen Körpers noch solchen Blutes etwas sinnlich wahrnehmen, obgleich sowohl menschlicher Leib als Blut gewiß sinnlich wahrnehmbare Dinge wären. Was den Unterschied zwischen Substanz und Accidenz beträfe, so sei meine Ansicht die: die Gestalten von Brod und Wein wären doch nur Accidenzien, nicht Substanzen, folglich könnten sie nur mit und an der Substanz des Brodes und Weines bestehen; änderten sich diese Substanzen, so müßten auch die Accidenzien aufhören, da sie als solche kein eigenes Bestehen hätten. Accidenzien, die „eine Art eigenen Bestehens hätten, könnte ich nicht anerkennen; ich könnte hier nur ein Entweder-Oder annehmen: entweder für sich bestehen, und dann Substanz, oder nicht und dann Accidenz, Da aber bei dem Sakramente des Altars, wie selbst der Priester zugeben müsse, die Gestalten, also Accidenzien, vollständig blieben, so müsse einfach geschlossen werden, daß auch die sie ermöglichenden Substanzen nicht verändert würden. Nach all Diesem könnte ich daher nur erklären: entweder die mir von ihm gegebenen Definitionen seien unrichtig, oder, die wahrhafte, wirkliche und wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sakramente des Altars sei unmöglich. Die Antwort meines Lehrers war kurz: „die gegebenen Definitionen sind richtig und die Gegenwart Christi im Altarsakramente ist möglich, weil sie wahr, weil sie Glaubenssache ist. Uebrigens, fügte er hinzu, setzen Sie sich, Sie sind deutscher Rationalist.“ — Da hatte ich's. Derselbe Lehrer war es, welcher, als ihn ein Mitbruder frug, wie sich die Lehre der Kirche, daß nur die der Kirche Angehörigen selig werden könnten, mit der Liebe und Weisheit Gottes, der doch das Heil aller seiner Geschöpfe wolle, vereinigen lasse, antwortete: genügend beweisen können wir es nicht, aber wir müssen diese Lehre aufrecht erhalten, um consequent zu sein. —

Was die

Moraltheologie betrifft, so habe ich darüber nicht viel zu sagen. Es genügt wohl, wenn ich erkläre, daß wir das compendium theologiae moralis von P. Gury als Handbuch, die Werke über diesen Gegenstand von Alphons von Liguori und Busenbaum zum Nachschlagen hatten. Ueber diese Moralbücher, besonders über das von Gury ist in der letzten Zeit genug geschrieben worden, besonders von Pfarrer Ließ und Dr. A. Keller; das Urtheil dieser Männer kann ich nur unterschreiben. Ich überlasse es jedem Leser, sich dort nähere Kenntniß zu holen, da es gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten gehört, über solche schlüpfrige Dinge zu schreiben. Nur eine faule Ausrede sei hier kurz widerlegt. Katholiken, welche zugeben müssen, daß in jenen Büchern schmutzige Sachen vorkommen, aber doch es nicht über sich

gewinnen können, in die Verwerfung solcher Bücher einzustimmen, haben zu sagen gelernt: den Reinen ist Alles rein. Aber warum verbietet die katholische Kirche denn ihren Gläubigen so viele Bücher zu lesen? Oder verbietet sie dieselben etwa für die räudigen Schafe ihrer Heerde?

Pater L . . ., Doctor theol., war Lehrer der Moraltheologie und arbeitete selbst an einem Werke über diesen Gegenstand, von dem gesagt wurde, da er stets ein bis zwei Schüler mit Abschreiben beschäftigte, daß es „noch milder" werde als das Buch von Gury. Nach seinem Unterrichte war diese Vorausverkündigung gerechtfertigt. Von mancher Frage war Dr. L. milderer Meinung als Gury und an „wichtigen Fällen" fehlte es auch nicht. So gab er uns einstens die Entscheidung über einen solchen Fall auf, der vielleicht seinesgleichen sucht. Eine Mutter hatte einen Sohn von etwa achtzehn Jahren, von dem sie wußte, daß er mit dem Dienstmädchen in vertrauterem Verhältniß stand. Die Mutter selbst — noch rüstig und verhältnißmäßig jung — wußte den Sohn zu täuschen. Als er bald nachher abgereist, nach einer langen Reihe von Jahren wiederkommt, findet er bei seiner Mutter ein hübsches Mädchen, von dem die Mutter sagte, daß sie es bald nach seiner Abreise, weil sie sich so allein gefühlt, als Waisenkind zu sich genommen habe; welches aber dem heimkehrenden Sohne — Schwester und Tochter war. — Der Sohn verliebt sich nun in das Mädchen, und verlangt von seiner Mutter die Einwilligung zur Heirath. Nun entstand die Frage, die uns zur Lösung aufgegeben wurde, ist die Mutter verpflichtet, das Geheimniß zu offenbaren, um eine so unglückselige Heirath zu verhüten? Unsere Meinungen waren getheilt, die einen bejahten, die andern verneinten. Dr. L. entschied: nach dem Grundsatz: es ist keine Mutter verpflichtet, ihre eigene Schande zu offenbaren, brauchte auch diese es nicht zu bekennen. Wie der Lehrer behauptete, war dieser Fall wirklich in der Nähe von Paris vorgekommen und das Mädchen wurde von dem Sohne geheirathet, war mithin seine Schwester, seine Tochter und seine Frau. Ein anderes Mal debattirte der Schüler R . . . . mit diesem Lehrer wenigstens eine halbe Stunde lang über die Kinderlosigkeit der H . . . ., bis endlich der Dr. L. die Debatte abbrach, indem er sagte, es sei dies eine physiologische Frage, und das müsse er besser verstehen. *)

Mit Recht wird man von mir auch ein Wort über den berühmten und berüchtigten Satz: „der Zweck heiligt das Mittel" verlangen. Ich kann mich darüber kurz fassen, da ich ein Urtheil darüber hier nicht zu geben habe. In dieser Form habe ich diesen Satz noch nirgends gefunden, wohl aber dem Inhalte, dem Princip nach. So sagt z. B. Pater J. P. Gury in seinem compendium theologiae moralis pag. 25 Dico: 1° Actus humanus veram moralitatem a fine desumit. Deutsch: Die menschliche Handlung erhält ihren wahren sittlichen Werth

---

*) Dr. L. war auch Arzt.

vom Zwecke. Aus diesem Satze lassen sich Schlußfolgerungen genug ziehen. Allerdings sagt derselbe Verfasser uf der andern Seite: Omnis electio mali medii est mala und Qui adhibet medium malum ad finem bonum, contrahit tantum malitiam medii. Deutsch: jede Wahl eines schlechten Mittels ist schlecht und: wer ein schlechtes Mittel zu einem guten Zwecke anwendet, begeht nur die Schlechtigkeit des Mittels. Diese drei Sätze zusammengehalten, geben schon Klarheit genug. Das Hauptgewicht beruht natürlich auf dem ersteren. Uebrigens erachte ich den Satz: „Der Zweck heiligt das Mittel" bei den Jesuiten nur für eine Consequenz ihres ersten und obersten Satzes: Omnia ad majorem dei gloriam — Alles zur größeren Ehre Gottes; d. h. Alles, was der ganze Orden unternimmt und vollzieht, geschieht zur größern Ehre Gottes. Welcher Satz auch in der hier beschriebenen Congregation als allüberall geltend zu setzen war.

Das Kirchenrecht wurde nach einem in lateinischer Sprache geschriebenen Werke eines französischen Autors gelehrt. Ich will aus diesem Unterrichte nur einen Fall hervorheben, der ein Beispiel dieser juristischen Vorlesungen geben mag. Es sollte bewiesen werden, daß die Kirche, beziehungsweise der Papst das Recht habe, weltliche Güter zu erwerben und zu besitzen. Ausdrücklich stand darunter, daß dieser Satz zu beweisen sei gegen Wicleffiten, Hussiten und Lutheraner. Nun war dieser Beweis in dem Handbuche zu liefern gesucht durch Decrete von Concilien und Päpsten, sowie durch einige Stellen aus den Werken der Kirchenväter. Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten; der Lehrer sah es und befrug mich um den Grund. Ich antwortete, daß dieser Beweis mir ganz spaßhaft vorkomme, indem er doch offenbar gegen Häretiker zu führen sei, die weder die Beweiskraft eines päpstlichen noch eines Concildekrets anerkennen; Stellen aus Kirchenvätern könnten wohl einen Beweis unterstützen, ihn selbst aber nicht liefern; nach meiner Ansicht müßte der Beweis aus der Natur der Sache geleistet werden. Was war die Antwort? — Er sagte: „ja, aber wir sind doch gläubige Katholiken." — Da hatte ich's wieder: also im Kirchenrecht sollte der Glaube auch helfen.

Aus der Exegese, die kaum diesen Namen verdiente, wenn man bedenkt, wie deutsche Theologen Scharfsinn und Mühe in diesem Zweige der Wissenschaft angewandt, und man hier einfach die Ausgabe der Vulgata zur Hand nahm und nur durch einige Deutsche veranlaßt, nachher noch die Septuaginta etwas duldete, ist nur das Eine als interessant zu erwähnen, daß P. Gr . . ., der auch hier unterrichtete, wenn er kein Mittel und keinen Ausweg mehr sah, die sich in den Evangelien vorfindenden Widersprüche zu lösen, er zu einer Annahme seine Zuflucht nahm, die von Augustinus herrühren soll und darin besteht, daß — der Abschreiber, bevor die Evangelien gedruckt worden, sich müsse geirrt

haben. Allerdings wurde darauf von mehreren Schülern erwiedert, daß doch der heilige Geist, auf dessen Eingebung diese Schriften entstanden, nicht hätte zugeben sollen, daß sich Unrichtigkeiten einschlichen. Seine Antwort war, daß dafür die Kirche stets da sei, welche unter dem Beistande des heiligen Geistes die heiligen Schriften unfehlbar auslege. — Dagen war nichts einzuwenden.

Für Kirchengeschichte war kein bestimmtes Lehrbuch eingeführt. In der kleinen Bibliothek, welche sich in dem Unterrichtssaale befand, waren mehrere kirchengeschichtliche Werke. Der Lehrer unterrichtete nach den wichtigsten Ereignissen, und bildete sich über jedes aus mehreren Werken seine Meinung, die er dann vortrug. Besonders mußte da Deutschland, das man ja stets als das Geburtsland der größten Ketzer bezeichnete, herhalten; als wir an die Reformationsgeschichte kamen, war es für den Deutschen kaum auszuhalten. Die gröbsten Schmähungen, wie die albernsten Märchen wurden eingeflochten. Mit welcher innigen Freude und mit welcher Genugthuung suchte man all jene derben Ausdrücke Luthers hevor, die man so oft gebraucht, um seinen Charakter zu verdächtigen. Und doch, halten wir Luthers Leben und Schriften zusammen mit der schlüpfrigen Moraltheologie des P. Gury — welcher steht reiner, erhabener da? — Wir wissen es. — Am meisten Gewicht legte der Lehrer auf das große kirchengeschichtliche Werk des Abbé Rohrbacher; ein fanatischer Lothringer von deutschem Blut und mit deutschem Namen, voll Haß gegen Deutschland, suchte er besonders die Schattenseiten der Reformation des 16. Jahrhunderts hervorzuheben. Als aber eines Tages sogar das in der deutschen Studenten- und Universitätssprache übliche Wort Colleg mit dem französischen collége identificirt wurde, welch letztes Wort im Deutschen so viel als ein Seminar bedeutet, das von Priestern geleitet wird, also etwas ganz Verschiedenes ist, und Streiche, welche von lustigen Studenten, die Collegien besuchen, solchen Zöglingen deutscher Priester in die Schuhe geschoben wurden, und das Einverständniß der letzteren, ja deren Sittenlosigkeit daraus gefolgert wurde, konnte ich mich nicht mehr halten, trat dagegen auf, verlangte die deutsche Ausgabe von Menzel, den man „getreu übersetzt zu haben" behauptete, und forderte Elsässer auf, welche der deutschen Sprache mächtig waren, — der Lehrer selbst war es nicht — zu urtheilen, ob diese angebliche Uebersetzung des Abbé Rohrbacher richtig sei? — Und man mußte wohl die Fälschung eingestehen. — Es wurde mir allerdings nachher sehr verdacht, daß ich Luther vertheidigt. Nicht Luther, war meine Entgegnung, in der ich von einem Elsässer unterstützt wurde, sondern nur die geschichtliche Wahrheit suchte ich zu vertheidigen. — Das war Kirchengeschichte.

Dogmatik und Moral wurden wöchentlich vier Mal, je 1½ Stunde, und die übrigen Fächer je zwei Mal in der Woche gelehrt; Dogmatik, Moral und Kirchenrecht in lateinischer, Exegese und Kirchengeschichte in französischer Sprache.

Dies war die Wissenschaft, die den Zöglingen geboten wurde. Nun, genügt sie denn nicht zum Predigen und Beichthören und Sündenvergeben? besonders bei den Wilden in den fremden Erdtheilen? O gewiß, und es waren ja genug Schüler, die nur auswendig lernten und glaubten. Auch sie wurden Priester und das war genug.

Wenn man aber den Maßstab auch nicht anlegt, den anzulegen man wohl berechtigt wäre, daß man nämlich von einem Priester unserer Zeit mehr verlangen muß, als in früheren Jahrhunderten, ja daß es das Interesse der Kirche, deren Söhne und Lehrer sie sind, selbst erfordert und man ja zugibt, es gehöre zu dem Missionspredigen bei den Wilden nicht viel Wissenschaft, so wären doch in der Congregation zum heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä noch einige andere Puncte zu bedenken. Zuerst wird diese Theologie nicht nur den Zöglingen gelehrt, die für die sogenannte äußere Mission bestimmt sind, sondern auch denen, die zur weltlichen Seelsorge herangebildet werden. Freilich hatten diese zum Lehrer der Moraltheologie den in der Entscheidung schwieriger Fragen und Fälle berühmten und von allen Seiten Frankreichs consultirten Pater G . . ., dessen höchste Verehrung, nebenbei gesagt, folgende drei Wesen unter sich zu theilen hatten: zu oberst in seiner Verehrung stand die „allerseligste Jungfrau"; dann kam der „liebe Gott" und als dritte Person — Pius IX., mit dem er ehemals studirt. Und war denn Pater G . . . — nicht ein berühmter Moralist? — Gewiß, denn er erklärte die Moraltheologie des P. Gury, Busenbaum u. s. w. für „la bonne doctrine", — die gute Lehre. — Aber sollte man nicht auch verlangen dürfen, daß die Theologie so gelehrt werde, daß sie außerhalb dieser Anstalt auch anerkannt werden müßte und — geachtet? Als Pater H . . . ., ein Deutscher, nach einer langen Reihe von Jahren aus mir unbekannten Gründen die Anstalt verließ, so wurde er in der Diöcese seiner Heimath weder als Theologe noch als Priester anerkannt und es blieb ihm nichts Andres übrig, wenn er nicht wieder dahin zurückkehren wollte, woher er gekommen und sich einer strengen Buße unterziehen, als das glückliche Loos eines Privatlehrers zu ergreifen. — Schließlich werden aber oft auch junge Männer, die man nur für die äußere Mission verwendet hatte, aus den außereuropäischen Gegenden wieder zurückgeschickt, weil sie das Klima nicht vertragen können, für die äußere Mission also unbrauchbar sind. Nun sollen sie aber doch beschäftigt werden; und nicht immer ist die Stelle eines Pater Oekonomen, oder eine ähnliche zu besetzen, und da werden sie dann oft wieder — zu Lehrern verwendet.

Zum Schluß über diesen Punct noch die Bemerkung: die scholastische Theologie hat sich überlebt und hat mithin ihren früheren Werth verloren. Eine Theologie aber, wie man sie z. B. in Deutschland lehrt, liebt man in jenen Kreisen nicht, wie ich es oft zu hören bekam; weil man sagt, sie sei nicht rein, sie wäre vom Rationalismus, von den Ideen

unserer großen Philosophen durchsäuert. Sind doch die von den deutschen Universitäten ernannten doctores theologiae catholicae in Rom als solche nicht einmal anerkannt.

VII. Weitere Ausbildung.

Es gibt wohl keinen Zweig der Wissenschaft, der nicht schon von Jesuiten gepflegt, und in dem von ihnen nicht schon Meisterhaftes geleistet worden wäre. Hat doch dieser Orden, dieser jüngste Sohn der großen Kirche, in dem sie ihre Kraft noch einmal vereinigte und zeigte, während zur Zeit seiner Geburt schon ein deutliches Zeichen ihres heranrückenden Alters sich kund gab, alle früheren, seine älteren Brüder, übertroffen an Kühnheit der Pläne, an Scharfsinn seiner innern Organisation und Energie in der Leistung. War doch der Plan der Gesellschaft Jesu bald nach ihrer Gründung auch nichts Geringeres, als der Kirche nicht nur das Verlorene wieder zu gewinnen, sondern ihr die ganze Leitung der Menschheit, nicht nur Religion, die Seele des geistigen Lebens der Menschheit, das Band, das sie als ein Glied mit dem Ewigen und Unendlichen verknüpft, und ohne welches Band die Menschheit als ein vom unendlich großen Ganzen abgetrenntes Glied absterben muß, ja nicht nur Religion, sondern auch Politik, Kunst und Wissenschaft, das ganze Curturleben der Völker in die Hand zu geben. Wenn sie, die Gesellschaft Jesu, diese Aufgabe nicht gelöst, so fehlte es gewiß nicht an ihrer Energie, sondern nur an der inneren Unmöglichkeit der Sache selbst. Aber der Orden hat sich in Alles eingeweiht und in Vielem Meisterhaftes geliefert. — Wer wollte, wer könnte es leugnen? Und wenn doch so viele Menschen dieser Gesellschaft Jesu fluchen, so ist es nur, weil sie eben dieses Alles nur that für den einen oben angegebenen Zweck, welcher Zweck, wenn eine Erreichung möglich wäre, nur erreicht werden könnte in der vollsten gläubigen und gehorsamen Hingabe der Menschen an die Universalleitung dieser Kirche.

Die Congregation zum heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä hat wohl eingesehen, daß auch sie nach dem großen Vorbilde des Ordens, von dem sie ja nur eine strebsame und folgsame Tochter ist, nach der andern Seite etwas leisten müsse, nämlich in einer weitern Ausbildung eines Theils ihrer Mitglieder. Pater Liebermann, der Stifter der Congregation, hat nicht geruht, bis er, trotz der beschränkten Mittel, die ihm zu Gebote standen, auch ein Seminar in Rom hatte. Es war eine große Klugheit und vielseitige Berechnung, daß er, nachdem er dieses Seminar in Rom endlich unter vielen Mühen und Kämpfen — wie in den Annalen der Congregation gesagt ist — errichtet hatte, dasselbe nicht auf

die noch so kleine von ihm ins Leben gerufene Gesellschaft beschränkte, sondern dasselbe Zöglingen aus ganz Frankreich öffnete; es einfach für ein nationales erklärte und der französischen Nation gleichsam schenkte; nur unter einer Bedingung — daß es von seiner Congregation geleitet werde. In diesem Punkte war Frankreich bisher in Rom nicht vertreten gewesen. Durch einen zum Christen gewordenen Juden mit deutschem Namen sollte und war es geschehen.

Die Congregation schickte jährlich zwei bis drei Zöglinge zur „weitern Ausbildung" in dieses Seminar nach Rom. Auch Dr. R. . . ., der angeführte Lehrer der Dogmatik, war einige Jahre dort gewesen. Diese Zöglinge müssen natürlich zu den besten gehören. Das wort „beste" muß aber hier näher erklärt werden. Selbstverständlich mußte der Zögling, der dahin geschickt werden sollte, talentvoll sein. Aber auch die reichsten geistigen Anlagen allein genügten noch nicht: die Gesellschaft muße bei dem Betreffenden, so weit es möglich ist, sicher sein, daß er auch treu bleiben, daß er diese weitere Ausbildung später im Sinne der Anstalt verwenden, nicht etwa gegen ihre Zwecke benutzen werde. Diese letztere Bedingung überwog die erstere noch, so daß man eher bei jener etwas nachgab. Der Mitbruder R. . ., ein Preuße aus der Rheinprovinz, war nicht ohne Talente, man konnte ihn recht begabt nennen; und ich darf wohl sagen, daß er sich gerne nach Rom hätte schicken lassen, wir alle dachten es, oder doch wenigstens die meisten, aber es geschah nicht. Ebensowenig R. . ., ein feuriger Südländer, aber ein einfacher stiller Zögling, der allerdings auch talentvoll war und besonders einen großen Scharfsinn entwickelte, wurde hingeschickt. Wohl, konnte man von einem unter uns sagen, daß er mit Leib und Seele der Kirche und der Anstalt gehöre, daß bei ihm nach menschlicher Berechnung ein Abfall unmöglich sei, so war es dieser Zögling H. . ., ein Elsässer.

Die Lebensweise dort sowie den Studiengang kenne ich nicht; erinnere mich nur noch aus einem der ersten Briefe, die Bruder H. . . aus Rom schrieb und die wie alle Briefe, die an die Mitglieder gerichtet waren, nach Tisch öffentlich vorgelesen wurden, daß er schon das unschätzbare Glück gehabt habe, dem heiligen Vater den Fuß (Pantoffel) und sogar die Hand zu küssen.

Wenn die Zöglinge einige Zeit in Rom verbracht, promoviren sie zum Doctor theologiae. Von denen, die bisher nach Rom geschickt worden, waren nur zwei zurückgekommen, die übrigen waren bis dahin in der heiligen Stadt zurückgeblieben.

Auf diese Weise wurde auf der einen Seite wieder aufgewogen, wenigstens zum Theil, was auf der andern Seite durch eine allzu oberflächliche Behandlung der Theologie zu wünschen übrig gelassen worden. Auch in dem beschriebenen großen Seminar befinden sich immer einige Privilegirte, die sich durch Selbststudium und durch besondere Besprechungen mit den Lehrern etwas weiter ausbilden dürfen und denen dann auch mehr Bücher zur Verfügung gestellt werden. Und mit Büchern war die

Congregation ziemlich stark versehen; es mochten immerhin gegen vierzigtausend Bände sein, welche zur Verfügung standen. Gelegenheit war da, aber um sie benutzen zu dürfen, mußte man eben — zu den Auserwählten gehören.

VIII. Verschiedenes.

Bevor ich zu den Berichten aus der letzten Zeit meines Aufenhaltes in der Congregation übergehe, will ich hier noch einen Abschnitt einschalten über verschiedene Puncte, welche mehr oder weniger charakteristisch für das Ganze sind.

1. Ueber heidnischen Cultus.

Ein ziemlich junger Pater, der früher Arzt in Straßburg gewesen war und durch irgend ein mir unbekanntes Unglück aus seinem Alltagsleben aufgeschreckt, sich gedrungen fühlte, nicht nur ein frommes Leben anzufangen, sondern sich selbst dem Dienste der Kirche zu widmen, und der so an die Anstalt empfohlen, in derselben noch Theologie studirte und Priester und Pater geworden war, kehrte von einer größern Missionsreise aus Asien zurück, wohin er theils zur Regelung der dortigen Verhältnisse — die Anstalt hatte schon von früher her dort einige Haltepuncte — theils selbst zum thätigen Missionsdienste geschickt worden war. Er war noch nicht lange zurückgekehrt, als für uns die gemeinsamen geistlichen Uebungen begannen, die ja, wie ich weiter oben beschrieben, acht Tage dauerten. Während diesen Uebungen wird gewöhnlich irgend ein Gegenstand hervorgesucht, der allerdings den Grundsätzen und Zwecken der Anstalt entspricht, jedoch mit diesen Uebungen nicht geradezu in Verbindung steht oder einen Theil von ihnen ausmacht, sondern mehr zu einer kleinen geistigen Erfrischung dienen soll. Für dieses Mal wurde der aus Asien zurückgekehrte Pater Fr . . . bestimmt, uns einige Vorträge über die Religionsformen der Völker zu halten, die er während seines längern Aufenhaltes in Asien kennen gelernt. So weit ich mich erinnere, war er am längsten in Indien gewesen. Und so erzählte er uns denn erst, wie er so manche Gefahren habe bestehen müssen, wie er einmal sich mehrere Tage und Nächte lang in einer Grube aufgehalten u. s. w. Und dann beschrieb er, wie er Menschen kennen gelernt, welche Bilder von Holz und Stein anbeten, wie diese zur besonderen Verehrung solcher Bilder große Feste feierten; sie, die Bilder, an einem gewissen Tage oder Feste im Wasser eines Flusses untertauchen und so eine Art Taufe vollziehen. Von Andern erzählte er, wie sie das Feuer göttlich verehren, dasselbe stets unterhalten und wie sie die Sonne anbeteten und ebenfalls göttlich verehrten. Und über diese Erzählungen wurde theils

gelacht, theils aber wurden diese armen Leute bedauert, und auf das Neue fester Muth gefaßt, ja sein Mögliches zu thun, um auch sie in den Schoß der alleinig seligmachenden Kirche zu führen.

Ich will hier keinen Vergleich anstellen zwischen den Bildern jener asiatischen Völker und denen der katholischen Kirche, ich weiß nicht, auf welcher Seite sie am besten, am kunstvollsten geschnitzt sind; keinen Vergleich zwischen der Verehrung und Anbetung auf beiden Seiten, obgleich ein solches Kapitel wohl interessant werden könnte. Eines aber ist mir eingefallen, und ob es den Mitschülern auch eingefallen, weiß ich nicht zu sagen, aber erfahren haben es mehrere mit mir und das ist wichtig genug, daß ich es hier erzähle.

Auf einem schönen Spaziergange, den wir an einem schönen Sommertage in der Umgebung von Paris machten, ließen wir uns in der Nähe eines Dorfes den Zugang zu einem der unterirdischen Canäle, durch welche Wasser weither nach Paris geleitet wird, und die so hoch sind, daß man aufrecht darin gehen kann, aufschließen. Ein kleines Häuschen stand neben diesem verschlossenen Zugang, in welchem ein altes Ehepaar allein wohnte. Die Frau, die dem Aeußern nach zu schließen jedenfalls die Siebziger bald zu verlassen schien, schloß uns auf. Als wir unsere Neugierde befriedigt und die gute Alte wieder zugeschlossen hatte, entspann sich zwischen ihr und einigen von uns, welche die Befriedigung der Neugierde verschmäht und während der Zeit einige Knaben von der Straße aufgegriffen, denen sie — umsonst — Fragen aus dem Katechismus vorlegten, ein Gespräch, das sich natürlich bald dem Gebiete eines frommen, gottesfürchtigen Lebens zuwendete. Die Frau erklärte, daß sie die Kirche nie besuche. Auf die Ermahnung, daß sie das doch thun solle, da man ja dort den lieben Gott verehre und das Wort Gottes dort gepredigt werde, begann die Alte mit einem höhnischen Lächeln: „Das wollen Sie mir sagen, Sie junger Mensch, mir alten Frau? — Wissen Sie, ich bin sechzehn Jahre lang bei einem Pfarrer Magd gewesen, und habe es gesehen: er geht in die Kirche und liest die Messe und predigt, und das ist sein Handwerk und dafür wird er bezahlt. Aber ich gehe nicht hin, ich glaube das Alles nicht, was er predigt. Mein Vater und meine Mutter sind gestorben und nicht wieder gekommen; mein Großvater und meine Großmutter sind gestorben und sind auch nicht wieder gekommen — wenn man todt ist, ist Alles aus. Aber da — und sie deutete nach dem hellen, blauen Himmel, an dem die Sonne majestätisch stand und Licht und Wärme in Fülle verbreitete, — da, sagte sie, die Sonne bete ich jeden Morgen an, wenn ich aufgestanden bin; die Sonne ist es, die mir Licht und Wärme gibt und die macht, daß mein Salat im Garten wächst. Die Sonne bete ich an, die Sonne ist mein Gott."*) — Damit ließ sie uns stehen und ging nach ihre Wohnung.

*) Es sind dies alle der Frau eignen Worte, die hier nur in deutscher Sprache wiedergegeben sind.

2. Ueber den Umgang mit weltlichen Personen.

Das hat der Jesuit jedenfalls auch vor den andern Orden richtig herausgefunden, daß er im Umgange mit der Welt, die er doch einmal erobern will, mehr auf das Aeußere geben muß. Auch hierin haben Mitglieder dieses Ordens schon Meisterhaftes geliefert. Gleichviel, ob sie als arme Missionaire im Dorfe auf dem Lande wohnen, oder als geheime Räthe und Beichtväter am Hofe, oder als geheime Agenten im Gewande des Weltbürgers in der feinen Gesellschaft eine Rolle spielen — sie wissen zu fesseln. Natürlich hatte es sich die Congregation zur Aufgabe gemacht, auch in diesem Punkte ihrem großen Vorbilde nach Kräften nachzukommen. Jedes Jahr wird hierüber ein besonderer Cursus ertheilt, den man in französischer Sprache cours de politesse nennt. Da wird nun gelehrt und gezeigt, wie man beim Eintritt in ein Zimmer oder in einen Salon den Hut unter den linken Arm nehmen, wie die rechte Hand halten muß; wie die Verbeugung zu geschehen hat, mehr oder weniger tief; das Verhalten beim Auf- und Abgehen, im Sitzen; genau wird gezeigt, wie man sich beim Essen zu verhalten hat, Messer und Gabel handhaben muß, kurz das ganze Benehmen von Anfang bis zu Ende, zur letzten Verbeugung und Entfernung. Dies Alles wird erklärt und vorgemacht, und jeder Zögling muß es nachmachen, bis es einigermaßen geht. Im Gegensatze der sonst grundsätzlichen Verachtung und Abtödtung des Sinnlichen und Weltlichen wird für diesen Punct eine besondere Aufmerksamkeit empfohlen.

3. Missionsfrüchte.

Welche Summen werden nicht für die äußere Mission geopfert und ausgegeben! Wer weiß es nicht, und wer hat nicht schon dazu gesteuert; von dem Verein zur Kindheit Jesu, der unter der Schuljugend Kreuzer und Pfennige sammelt, bis zu den großen Summen, die von reichen Leuten zu diesem Zwecke hergegeben werden. Es ist daher nur billig, wenn man über die erzielten Erfolge auch von Zeit zu Zeit einen Bericht wünscht. Dieser Bericht wird geliefert in den **Missionsannalen**, die heftweise ausgegeben über die Früchte dieses Wirkens in den fremden Erdtheilen berichten. Ich selbst habe früher welche besessen und gelesen und bin dadurch ermuthigt worden, für den Verein zur Kindheit Jesu unter meinen Mitschülern zu wirken. Als ich aber aus dem Munde zurückkehrender Missionspriester selbst hörte, wie die Wirklichkeit nach ihren Erzählungen weit hinter den ausgegebenen Berichten zurückbleibt, da erschrak ich. Ich fühle mich gedrungen, auch nur Weniges darüber mitzutheilen.

Einmal ist es das einstimmige Urtheil aller Missionäre, die ich erzählen hörte, daß die katholischen Missionspriester mehr Erfolge erzielen

als die protestantischen, weil die katholischen Ceremonien, wie die Priester-kleidung, die Heiligenverehrung u. s. w. viel mehr Eingang finden bei den „Wilden" als die protestantischen, die ja nur die Predigt als Hauptsache zu bieten haben. Der katholische Missionär weiß auch manchmal noch ein Stück heidnischen Gottesdienstes einstweilen zu lassen und ihm vielleicht nur eine veränderte Bedeutung unterzuschieben. Und wer weiß es nicht, wie man durch den katholischen Cultus gespannt und gefesselt werden kann! Dieses Alles ist beim Protestanten nicht der Fall. Und doch — von einer amerikanischen Insel kamen zwei Patres zurück, welche ununterbrochen sechzehn Jahre dort geweilt mit Gefahr ihres Lebens; denn sie erzählten, wie sie keinen Tag ausgehen konnten, ohne auf Angriff oder Todtschlag gefaßt sein zu müssen. Und während der vollen sechzehn Jahren, erzählten sie mit trauriger Miene, auch nicht den geringsten Erfolg erzielt zu haben. — Im südlichen Afrika, wo die Anstalt selbst einen eigenen Bischof hatte, waren große Pflanzungen angelegt worden, die Wilden wurden mit Güte und Liebe zur Arbeit herangezogen, um sie auf diese Weise an sich zu ziehen, die Erfolge waren auch da nur ganz unbedeutend geblieben. Man hatte es selbst versucht, junge Männer, die man als Kinder aufgenommen und erzogen hatte, als Missionäre wirken zu lassen, und auch das führte nicht zu dem erwarteten Resultat. Ein junger Missionär, der das afrikanische Clima nicht vertragen konnte, kam mit mehreren andern zurück und erzählte aus St. Louis in Algier, einer Stadt, die von Bekehrten, französischen Colonisten und französischer Besatzung bewohnt ist, daß er an Sonn- und Festtagen morgens im Hauptgottesdienst in der Hauptkirche höchstens einige zwanzig Kirchenbesucher gehabt habe. Eine allgemeine Klage aber war die, daß ihnen die französischen Offiziere durch ihr rohes unsittliches Leben, besonders durch die unsittliche Behandlung des weiblichen Geschlechts sehr viel schaden, und daß die Früchte ihres Wirkens stets an solchen Orten in entgegengesetztem Verhältnisse ständen mit der Größe der Besatzung.

Auch ein anderer Pater, ein großer starker Elsässer, der, wie er selbst erzählte, achtzehn Jahre in einer andern Gegend Afrika's zugebracht, wußte von keinen namhaften Erfolgen zu berichten. Die Hauptaufgabe besteht gewöhnlich darin, eine einmal eingenommene Station zu halten.

Dieses Berichte, die ich aus dem Munde solcher Missionäre selbst vernommen, und nun nehme man die Missionsannalen und vergleiche.

Hier ist wohl der Ort, eine andere kleine Erfahrung, die ich mit andren ebenfalls auf einem Spaziergange in der Umgebung von Paris gemacht, zu erzählen. Wir hatten an einem kleinen Gehölze Halt gemacht, und streiften zum Theil zu mehreren in der Nähe herum, zum Theil lagen wir auf der Erde im Schatten und lasen in den mitgenommenen Büchern. Da kamen einige, die sich mit einem Manne, den sie im Gehölze begegnet, in ein Gespräch eingelassen hatten, nahe zu uns heran. Wir hörten dem Gespräche zu, sprachen theils selbst mit. Da erzählte uns der Mann, daß er nie eine Schule gesehen, nie ein Buch in der

Hand gehabt, nie ein Gebet gelernt, mithin auch weder lesen noch schreiben könne. Nur ein Gebet könne er auswendig, sagte er weiter — wir erwarteten mit Gewißheit das Vater unser — aber nein, das war es nicht; den Inhalt des Gebets, bekennt er, verstehe er nicht, es sei in einer andern Sprache; nur der Name Maria komme darin vor, und daher vermuthe er, daß es ein Gebet zur Mutter Gottes sei. Dieses Gebet spreche er nun bei jeder Gelegenheit, besonders wenn ihm etwas Widerwärtiges begegne. Wir baten ihn, uns das Gebet zu sagen, und er deklamirte mehr oder weniger fehlerhaft — das „Gegrüßet seist du Königin, Mutter der Barmherzigkeit" u. s. w. in lateinischer Sprache her. — Wenn man den Armen dem Aeußeren nach betrachtete, konnte man auf einen festen, männlichen Charakter und auf geistige Anlagen schließen. Er mochte etwa vierzig Jahre zählen. — Andere haben wir gesprochen, die uns sagten: ob sie getauft sind, wissen sie nicht, confirmirt sind sie nie geworden, haben auch die Schule nie besucht. Noch Manches der Art könnte ich aus jener Bevölkerung erzählen, aber es mag hiermit genug sein. Nur noch eine Frage: Viele und große Summen Geldes werden auf jene Heidenmission verwendet, und wenn man die vielen Jahre und die Schaaren von Missionspriestern bedenkt, sollte man meinen, der ganze Erdkreis müsse bekehrt sein; und doch so wenig, oft gar kein Erfolg. Und unter dem Volke, das zu den civilisirten gehören soll und will, unter dem Volke, das so große Summen hergiebt und seine Söhne als Missionspriester nach fremden Erdtheilen schickt, unter diesem Volke sieht es so aus! — Wie, lieber Leser, wenn man diese Summen nähme und Schulen errichtete, in der Heimath selbst und jene Missionspriester zu vernünftigen Schullehrern machte? — Was dann — Dann hätten wir wahrscheinlich, wenn dieses früher geschehen wäre, wohl den letzten schauderhaften Krieg nicht mit jenem Volke gehabt.

IX. Verbotene Selbstständigkeit.

Als ich bei meinem Eintritte in die Anstalt auch Vieles fand, was mir ungewohnt, ja sehr ungewohnt vorkam, und welches mitzumachen ich vielleicht kurze Zeit vorher noch für unmöglich gehalten hätte; ja, wenn ich nach meinem Dafürhalten selbst Manches für unnöthig oder gar nachtheilig hielt, so nahm ich mir doch fest vor, der Haus- und Tagesordnung stets pünktlich nachzukommen, und zwar nicht nur äußerlich, auch innerlich wollte ich es. Und gewiß wollte ich. Ich hielt es erstens für meine Gewissenspflicht, da ich mir sagte: du bist nun einmal hier eingetreten und mit dem Eintritt hast du dich schon von vornherein stillschweigend verpflichtet, diesen Verordnungen und Gesetzen nachzukommen.

Aber abgesehen davon, daß die wirkliche Aufnahme oder das fernere Verbleiben ja immer von der Beobachtung der aufgestellten Haus- und Tagesordnung sowie der Gesetze der Anstalt überhaupt abhängt, hatte ich Grund genug, einmal den Versuch zu machen, in der gänzlichen Hingabe an Vorgesetzte, in unbedingtem Gehorsam und Verzichtleistung auf meinen eigenen Willen das Glück meines Lebens, die Ruhe und den Frieden meines Innern zu versuchen. Hatte ich doch vorher Freiheit in der unbeschränktesten Weise genossen, und hatte einen furchtbar bittern Nachgeschmack davon behalten. — Vom Genusse unbeschränktester Freiheit kam ich nun zum Beugen des Nackens unter das Joch des unbedingtesten Gehorsams, — die äußersten Gegensätze berühren sich. Und lange hab ich ihn gehalten, diesen Vorsatz, d. h. verhältnißmäßig lange; und ich übte Selbstüberwindung, oft mit Aufbieten aller Kräfte, denn wahrlich, es wurde mir oft schwer, sehr schwer! Aber hatte ich denn nicht noch einen Grund hier zu bleiben und darum Selbstüberwindung zu üben? War nicht die Hoffnung, hier im Studium der Philosophie und Theologie Lösung der Zweifel, die mein Inneres durchwühlten, Heilung für die Wunden, an denen mein Herz blutete, ja wieder den Gott zu finden, zu dem ich früher so fromm, so gläubig, so kindlich ernst und rein gebetet — war diese Hoffnung nicht noch der einzige Strahl gewesen, der die furchtbar finstere Nacht meines Innern noch etwas durchzuckte? — Gewiß, so war es. Also auch der Durst nach Wahrheit und die Hoffnung auf Stillung dieses brennenden Durstes waren es weiter, die mich veranlaßten, alle Kraft aufzubieten, um mich selbst zu überwinden. Im Grunde genommen war dieses aber auch der Hauptzweck meines ganzen Strebens. Denn nur wenn ich im Studium der Philosophie und Theologie hier das fand, was ich suchte, wenn da die Zweifel, die meine Brust durchwühlten und am Marke meines geistigen Lebens zehrten, nur wenn sie gelöst wurden, konnte ich Ruhe für mein Inneres, konnte ich Frieden finden und nur dann hatte mein Eintritt, sowie mein Verbleiben in der Anstalt, meine ganze Hingabe an die Anstalt einen wirklichen dauerhaften Zweck. Nur in diesem Falle war es vernünftig, mein ganzes Leben einer Anstalt zu widmen, die auf unbedingter Annahme der bei mir so sehr ins Schwanken gerathenen Glaubenssätze beruht; nur in diesem Falle, ich fühlte es tief, war es mir möglich, fernerhin von der Kirche, in der ich geboren und erzogen, Trost und Heil zu hoffen und mich ihrem Dienste mit meinem ganzen Sein zu widmen. — Wurden sie nicht gelöst diese Zweifel, dann war das Ganze nur eine neue, glänzende Täuschung, und die Kluft wurde noch größer, die Wunde noch klaffender, in meinem Innern nur noch mehr und mehr dicke, finstere Nacht.

Als ich in der Philosophie, ohne es zu ahnen und zu wollen, schon zu ketzerischen Ansichten gekommen war, und als mein Freund R . . . . auf meine Frage, ob wir für die Dogmen der katholischen Kirche keine bessere Beweise hätten, als die in dem Werke des Thomas ex Charmes, des P. J. Perrone und allenfalls noch in den mir einmal zu Gesicht

gekommenen institutiones theologicae des Dr. Liebermann, mir mit einem Nein geantwortet hatte und mit der Nothwendigkeit des Glaubens, da begann schon jener einzige Strahl etwas zu erbleichen. Aber ich verlor den Muth doch noch nicht. Ich war an dem Tage in die Anstalt eingetreten, an welchem die katholische Kirche das Fest des heiligen Thomas von Aquin feiert. Dieses wurde mir als ein gutes Omen bezeichnet, denn Thomas von Aquin ist ja der größte Theologe des Mittelalters, in ihm erreichte die scholastische Theologie ihren Gipfelpunkt. Und das bedeutendste Werk dieses Theologen, seine Summa theologica war in mehreren Ausgaben in der Bibliothek der Anstalt, ja ein Exemplar war gewöhnlich im Unterrichtssaale selbst und wer hierzu eine besondere Erlaubniß vom Pater Direktor erlangt hatte, durfte es benutzen. Da mich nun die mir in die Hand gegebenen Bücher nicht befriedigten, baute ich neue Hoffnung auf Thomas von Aquin. Ich ging zum Pater Direktor und bat um die Erlaubniß, die Schriften dieses großen Theologen lesen zu dürfen und ich erhielt sie. Jeder freie Augenblick wurde nun benutzt, um in diesem berühmten Werke zu studiren, so daß die Mitschüler sich beklagten, daß die Summa vor mir gar nicht mehr in die Hand zu bekommen sei. Besonders war einer da, der sich mit ähnlichem Eifer auf dieses Studium verlegte und wer von uns beiden zuerst an das Büchergestell kam, hatte eben den Thomas von Aquin weg und der Andere mußte warten. Aber nun traten mir neue Hindernisse in den Weg Ich hatte die Erlaubniß erwirkt, jeden Morgen um vier Uhr aufzustehen, und sogleich nachher die sonst nach der Messe gebotene erbauliche Bibellesung zu verrichten. Eine Zeit lang ging es schon, aber bald drängte sich der Gedanke an Thomas von Aquin in den Vordergrund, sobald ich wach geworden, wenn ich nicht schon im Traume dialectische Kämpfe mit ihm bestanden hatte. Und wenn ich diesen Gedanken auch zur unerlaubten Zeit zu verdrängen suchte, es war umsonst, er kam immer stärker, so daß ich mechanisch allerdings die Bibelübersetzung des Dr. Franz Allioli las, im Geiste aber bei den Untersuchungen des genannten Theologen war. Noch einige Zeit wehrte ich mich dagegen, aber es war umsonst; nicht lange und die erbauliche Bibellesung fiel aus meiner Tagesordnung aus, denn ich war ja in dieser frühen Morgenstunde allein, und wenn die andern aufstanden und kamen, so setzten sie selbstverständlich voraus, daß ich die Bibel gleich nach meinem Aufstehen gelesen. — Der erste Schritt war gethan, die andern sollten folgen.

Durch das Ausfallen der Bibellesung hatte ich eine halbe Stunde mehr für den Thomas gewonnen. Aber was konnte ich nun dafür, daß diese Fragen, diese Untersuchungen und diese vielen Distinctionen nun noch mehr in meinem Kopfe herumwirbelten. Wenn alle aufgestanden waren, ging es zum gemeinschaftlichen Morgengebet in die Hauskapelle. Nun, während dieses Gebetes konnte ich immer noch etwas nachdenken, es wurde laut verrichtet und gemeinschaftlich und dann war ja oft gesagt worden, daß wenn man beim Beten nur den guten Willen, die gute

Absicht habe, es schon genüge. — Ein Grundsatz, der mir sonst nie gefallen wollte, weil ich stets der Ansicht war, daß der Mensch beim Beten auch denken solle, was er spricht, der mir aber hier nun trefflich paßte. Wenn aber nun dieses gemeinschaftliche Gebet vorüber war, sollten wir, mußten wir, jeder still in sich gekehrt, eine heilsame Betrachtung anstellen. Dies wurde mir nun mit jedem Tage schwieriger. Jene Untersuchungen, jene Fragen und deren Lösungen waren für mich zu wichtig, als daß ich hätte können mit dem Buche auch das Nachdenken darüber weglegen; sie waren mir gewissermaßen zu Lebensfragen geworden. Ja, wer das Bewiesene und zu Beweisende alles schon glaubt, und den Beweis eben nur auswendig lernt, weil er gelernt werden soll, weil es geboten, vorgeschrieben ist, und man allenfalls bei der Prüfung darüber gefragt werden kann, dem mag es schon leichter werden, auch nach Commando seine Gedanken davon abzuwenden; wer aber das zu Beweisende eben nicht schon von vorneherein glaubt, sondern dem es in Wahrheit bewiesen werden soll und es sich dabei um die Fundamente des ganzen bisherigen Geistesleben handelt, der kann doch unmöglich so leicht davon loskommen. Kurz, diese Betrachtungen anzustellen wurde mir immer schwerer. Und wie sollte es denn möglich sein, im Ernste, heilsame Betrachtungen anzustellen, z. B. über Hölle und Teufel, wenn erst über Sein oder Nichtsein derselben verhandelt werden soll? — So verging diese Zeit zum Betrachten erst unter Kämpfen, bis endlich die andrängenden religionsphilosophischen Gedanken die Oberhand gewannen. Der Betrachtung folgte die Messe. Während derselben war es freigestellt, aus einem Buche zu beten oder ohne ein Buch für sich in Gedanken andächtig zu sein, ich verzichtete auch auf das Buch und in Gedanken philosophirte ich. Was ich nun so anfangs immer noch mit Widerstreben that, wurde mir bald zur Regel. Stand auf der gemeinsamen Tagesordnung Bibellesen, so lautete meine v e r b o t e n e: —Philosophie; stand dort Betrachtung, hieß es hier Philosophie; dasselbe für das Partikularexamen von ³/₄—12 Uhr Mittags; und Abends die Viertelstunde vor dem Schlafengehen, statt mich auf die Betrachtung für den folgenden Morgen vorzubereiten, machte ich mir eine philosophische Frage zurecht. Wenn dann die Messe zu Ende war und die andern Zöglinge zu ihrer Bibellesung eilten, setzte ich mich an mein Pult und schrieb nieder, was ich während meines Nachdenkens gefunden. Und wenn ich Abends auf Commando das Licht ausgelöscht und zu Bette gegangen war und diese Hexe von Philosophie mich noch nicht einschlafen ließ — o wie manchen Gedanken habe ich da, leise aufstehend, beim Mondschein, so gut es eben ging, auf ein Stück Papier mir aufgeschrieben, um ihn den andern Tag beim Licht der Sonne in mein Heft einzuschreiben!

Es war ausdrücklich gesagt, daß, wenn einer in der Nacht nicht schlafen könne, er zum Pater Direktor heruntergehen und es ihm sagen solle. An einem Abend war es mir rein unmöglich einzuschlafen. Meine Verfolgerin peinigte mich zu sehr und verscheuchte den guten, lieblichen

Bruder Schlaf. Stundenlang wälzte ich mich auf meinem Strohsack herum, bis es Mitternacht war. Da stand ich auf, zog mich an, stieg hinunter und klagte dem Pater Direktor, daß ich nicht schlafen könne. Er gab mir den Rath, für die armen Seelen im Fegefeuer einen Rosenkranz zu beten. Das war mir so unmöglich als Schlafen. Ich schlich zur Hinterthüre hinaus und ging in den großen Alleen hin und her, sinnend und denkend, wohl eine Stunde lang. Als ich nachher wieder in meine Zelle hinaufstieg, fand ich endlich den ersehnten Schlaf.

Aber auch bei der heiligsten Handlung, die der Christ, und besonders der katholische vollbringen kann, beim Genusse des Abendmahls, fand sich meine Hexe ein. Seit der Lehrer der Dogmatik mich so schnöde abgefertigt — er hatte noch hinzugefügt, daß wir beide diesen Punct einmal allein zusammen durchgehen wollten, was aber nicht geschah — fielen mir beim Empfang der Hostie „Substanz und Accidenz, menschlicher Körper und Brod" ein. Ja, jener Reformator mag Recht haben, wenn er lehrt, daß dem Christen beim Empfang Brod und Wein „durch den Glauben" zum Leib und Blut Christi wurden. Aber ohne Glauben blieb mir die sogenannte Hostie eben — Brod.

Vielleicht entgegnete hier ein frommer Leser, ich hätte es dem Pater Direktor anvertrauen sollen, er hätte vielleicht einen Rath für mich gewußt. Das hätte ich allerdings thun können, aber ich that es nicht. O ja, er hätte wohl einen Rath gewußt, weil ich aber den Rath, die Abhülfe kannte, gerade darum that ich es nicht. Man hätte mir verboten, den Thomas von Aquin oder irgend ein anderes Buch außer dem Thomas ex charmes noch in die Hand zu nehmen; man hätte mich keine Stunde bei Tag, vielleicht auch bei Nacht mehr allein gelassen und ich hätte wohl Betrachtung, Bibellesen und Gebet allein mit einem Mitbruder und laut verrichten müssen, — das wäre aber mein Tod gewesen.

Einmal auf diesem Nebenwege mußte ich wohl noch weiter getrieben werden in meinem stillen Ungehorsam. Während meiner Beschäftigung in der Bibliothek zur Zeit der Handarbeit blickte ich oft lüstern nach der verbotenen Speise, die da rings um mich herum aufgestellt war. Ich bat den Pater Director um die Erlaubniß, mehrere Werke, die ich gesehen, lesen zu dürfen. Er verweigerte sie mir. Da nahm ich sie mir, las sie und stellte sie wieder hin. Da ich aber Gefahr lief, bei einem Zellenbesuch ertappt zu werden, steckte ich sie in den Strohsack. Ein Mitschüler, der einige Zeit hindurch die Aufsicht im Studiensaal hatte, durchsuchte eines Tags die Pulte, und fand darin ein deutsches Buch, das ich auf Spaziergängen mitgenommen und gelesen hatte; da es deutsch war, hatten es ja die Andern nicht verstanden. — Er zeigte mich nicht an, nahm es aber einfach weg, weil er, der zugleich Bibliothekar war, wußte, daß ich dazu keine Erlaubniß hatte. — Es war Moleschott's Kreislauf des Lebens.

X. Austritt.

In der ersten Zeit, bald nach meinem Eintritte in die Congregation, sagte man mir, daß bisher, so lange die Anstalt bestehe, noch kein Deutscher, der als Erwachsener eingetreten, geblieben wäre. Jeder wäre nach einiger Zeit wieder fortgegangen. Man hatte mir andeuten wollen, daß man aus diesem Grunde meine Probezeit wohl etwas verschärfen und verlängern werde. Beides, was über die Deutschen gesagt worden, die als erwachsen hingekommen und das über meine Probezeit Angedeutete, bestätigte sich. Wir waren vier Deutsche, die erwachsen hingekommen waren, alle vier in Zeit von zwei Jahren; und in einem Zeitraum von etwa einem halben Jahre — waren alle vier ausgetreten. Mein früherer Freund K . . ch, der die Veranlassung meines Eintrittes gerade in diese Anstalt gewesen, hatte mir schon bei meiner Ankunft angedeutet, daß er nicht bleiben werde. Später gab er mir oft zu verstehen, daß die Philosophie und Theologie, wie er hier sie kennen gelernt, auch ihn nicht befriedigt. Eines Tages sagte er mir, er hätte Lust sich als Atheisten zu erklären. Ich nahm es erst für Scherz, später merkte ich wohl, daß auch sein Glaube vollständig geschwunden war. Auf einmal hatte er Erlaubniß erhalten, nach Hause zu seinen Eltern zu reisen. Welchen Grund er angegeben, weiß ich nicht. Daß der Grund erdichtet sein mußte, wußte ich wohl, und — daß er nicht mehr kommen werde, wußte ich auch. Ich habe nie mehr etwas von ihm erfahren. Einige Zeit nachher erhielt K . . . . g eine telegraphische Depesche, daß sein Onkel, ein alter Geistlicher, auf dem Todbette liege und er augenblicklich wegen einer wichtigen Angelegenheit nach Hause kommen soll. Auf eine solche Nachricht hin versagte man dem guten K . . . . g die Erlaubniß nicht, obwohl sie der Pater Director ungern ertheilte, wie K . . . . g mir selbst bei seiner Abreise erzählte. Er reiste ab und — kam nicht wieder. Als ich ihn später wieder traf, erzählte er mir lachend, daß der Inhalt jener Depesche unwahr, und sie selbst nur die Ausführung eines Auftrages von einem guten Freunde in der Heimath gewesen sei. — R . . . ., mit dem ich in einsamer Stunde, Nachts in der engen, finstern Zelle, er auf seinem einfachen Bette, ich auf dem rohen Strohstuhl sitzend, eine wahre innige, obwohl verbotene Freundschaft geschlossen, dachte auch an seinen Austritt. Aber, der Gute! nahm die Sache ernst und redlich. Obwohl auch schon manchen Sturm bestanden, den Becher des Lebens in angenehmen und unangenehmen Stunden schon getrunken, hatte er doch einen kindlich frommen Glauben an seinen persönlichen Gott und dessen Vorsehung sich bewahrt. Da er einen Bruder da hatte, der schon frühe in die Anstalt eingetreten, und er selbst in Uebereinstimmung mit diesem sich sagen mußte, daß er keinen Beruf für diese Anstalt habe, wurde sein Austritt reiflich erwogen und beschlossen. — Doch wie nahm

er sich's zu Herzen! wie lag ihm daran, seinen Lebenslauf nicht zu verfehlen! Unmittelbar vor seiner Abreise ging er nochmals zur Kapelle, kniete vor den Altar hin und betete zu seinem Gotte, er möge ihm, wenn er Beruf für diese Anstalt habe, ein Zeichen geben. Ein Zeichen kam nicht, und die Stimme seines Innern sagte ihm nach langer, reifer Ueberlegung: „du hast keinen Beruf für dieses Leben". — Auch er reiste ab. — Wie er mir später erzählte, war er auf seinem Wege bis zum Bahnhofe noch aufmerksam, und hätte er da noch irgend ein außerordentliches Zeichen wahrgenommen, wäre er wieder umgekehrt, um für immer dazubleiben. Auch hier kein Zeichen. Er kehrte zurück in seine Heimath. — Auch von ihm weiß ich nichts mehr. — Theurer Freund! Aus treuem Herzen Freundes- und Brudergruß, wenn dir diese Zeilen einmal unter die Augen kommen sollten. *) — —

So waren sie fort, alle, mit denen ich früher schöne Stunden genossen und hier wieder zusammengetroffen. — Zurück waren sie wieder in ihre Heimath, zu den lieben Ihrigen, die sie wieder lieben durften. — Nur ich war geblieben. — Und fühlte ich nicht auch, daß auch ich nicht an den Ort gehöre, den jene verlassen, und an den ich noch gefesselt war? Fühlte ich nicht auch tief, daß mein Bleiben ebenfalls nicht mehr lange dauern könne? Wohl fühlte ich es, und immer mehr fühlte ich es, bis sich auch die Zeit für mich erfüllte. Und es kam eher als ich gedacht.

Ein und ein Viertel-Jahr hatte ich bereits in der Anstalt zugebracht. Schon waren drei Monate über die Normal-Probezeit verflossen. Eine Entscheidung mußte kommen. Es erregt Anstoß und leicht Aergerniß, wenn ein Zögling so außerordentlicher Weise hingehalten wird. Entweder man entläßt ihn ganz aus der Anstalt, oder man versetzt ihn nach einem andern Ort. Eben hatte man zwei entlassen, heimlich, stille, weil sie beide zu arm an geistigen Anlagen waren. Daß auch mir eine Veränderung bevorstehe, sollte mir selbst bald zur Gewißheit werden. Wieder wurde eine allgemeine Aufnahmefeierlichkeit und Weihenertheilung vorgenommen. Ein junger auswärtiger Bischof war angekommen, um die Feierlichkeit vorzunehmen, weil die Anstalt als selbständige Congregation auch ihren Zöglingen die Weihen in der eigenen Hauskapelle ertheilen ließ. Wer berechtigte Hoffnung hat, mit zugezählt zu werden, hat ein Schreiben an den Pater Generalsuperior zu richten, in welchem er ihn bittet, ihn zur Theilnahme an dieser Feierlichkeit zuzulassen, natürlich mit den nothwendig damit verknüpften Versprechungen, und ihm, da jedem feierlich Aufzunehmenden noch ein Name zu den in der Taufe bereits erhaltenen gegeben wird, in einem leisen Wunsche anzudeuten, welchen Namen, d. h. welchen Heiligen er sich als besondern Patron und Vorbild wünscht. Auch mir wurde gesagt, dieses Schreiben einzureichen. Ich that es und sprach den Wunsch

*) Wie ich vor einiger Zeit erfahren, ruht der Gute schon seit 1869 im Grabe. Schlafe wohl! D. Verf.

aus, mir den Kirchenvater Augustinus als Patron zu geben, dessen Namen ich als Mitglied der Anstalt tragen wolle.

Aber was war das? Fühlte ich denn nicht, daß ich für diese Anstalt keinen Beruf hatte? War es in mir noch nicht zur festen Ueberzeugung geworden, daß ich da nicht hingehöre? — Und zog es mich nicht auch meinen Freunden nach, zurück zu der Heimath, zurück in die Welt, zurück in die Freiheit? Das war alles wahr. Nur eine ganz kurze Zeit war es, wo die frühere Hoffnung durch das Zureden eines Andern wieder heraufbeschworen, mich noch einmal umgaukelte und dieses Alles zurückdrängte. War es denn nicht schön, mit unter den Festtheilnehmern zu sein und mit der ersten Weihe des angehenden Priesters beschenkt — „begnadigt" zu werden? — Gewiß, auch dieser Gedanke hatte sein Anziehendes, sein Lockendes, sein Glänzendes, welches den Verkauf der Freiheit auf Lebenslang überstrahlte. Aber nur kurze Zeit dauerte diese Selbsttäuschung. Kaum hatte ich das Schreiben abgegeben, bereute ich, es gethan zu haben und wünschte innerlich — es möge nicht berücksichtigt werden. — Mein letzter Wunsch in Betreff dieser Angelegenheit erfüllte sich. Als die für würdig Befundenen aufgefordert wurden, durch achttägige geistliche Uebungen sich zu der wichtigen Feier vorzubereiten, war ich nicht darunter. — Die Zurücksetzung war mir äußerlich, der Andern wegen, unangenehm; innerlich war ich froh. Es war ein neuer Riß, die Kluft vergrößert zwischen der Anstalt und mir. — Die Würdigen machten ihre geistlichen Uebungen, gingen betend und betrachtend um mich herum und an mir vorüber, und ich — der Unterricht ward ausgesetzt — studirte in Thomas von Aquin. —

Die Feierlichkeit war vorüber, Alles war wieder im alten Geleise. Mit mir war es bisher beim Alten geblieben. Aber lange konnte es nicht mehr dauern, das fühlte, das wußte ich. — Und bald traf es ein. Eines Tags wurde ich zum Pater Director gerufen. Als ich bei ihm eingetreten war, entschuldigte er sich erst, daß man mich von der Theilnahme an der so wichtigen Feier ausgeschlossen, damit, daß doch noch manches Weltliche mir anklebe, und man wünsche, daß auch dieses sich noch verwischen möge. Hier könnte ich aber nicht mehr gut sein, und der hochwürdigste Pater Generalsuperior habe daher beschlossen, mich nach dem Filialhause in Nassau zu versetzen. Jedenfalls würde ich mich dort wohler fühlen, denn ich wäre ja dann unter Deutschen, die ich so sehr liebte. Auch meine Stellung sei dort eine bessere; denn da ich als Lehrer der alten classischen Sprachen dorthin versetzt würde, bekleidete ich insofern den Rang eines Paters, der Lehrer sei und würde ebenso behandelt. Wenn ich dann einige Jahre dort gewesen, und mein Charakter ruhiger und mein Verstand kälter geworden wäre, könnte ich wieder zurückkehren, meine theologischen Studien vollenden und Priester werden. So hatte er gesagt; und nun frug er mich, was ich dazu sage, ob ich so zufrieden sei? Offen gestanden, der Vorschlag hatte etwas Verlockendes für mich. Nach meinem lieben Deutschland,

meinem Heimaths- und Vaterlande zu kommen, war ja so erfreulich, so anziehend für mich. Hatte ich doch auch, wie schon so mancher Andere, erst in der Ferne mein Vaterland recht lieben gelernt, oder erst gewahr geworden, daß ich es liebte. — Dann Unterrichten — ich fühlte mich ja von jeher zum Lehrer geboren, und die Zeit, die mir von der Berufsarbeit übrig blieb, die konnte ich doch — auf das Studium der Philosophie verwenden. — So kam es mir erst vor und ich erklärte mich einverstanden damit. Dem Pater Director schien mein Einverständniß zu gefallen, er lächelte, und lächelnd entließ er mich. — Ich ging nach meiner Zelle. Aber als ich so da saß in dem engen, einfachen Gemach auf dem Stuhle, da wurde ich ernst, sehr ernst. Und ich erinnerte mich an die schöne Hoffnung, die mir entgegenschimmerte, als ich von der Heimath hierher gekommen und die mir Trost, Heilung, Ruhe und Frieden verheißen hatte; und ich erinnerte mich, wie ich voll dieser Hoffnung lange, lange an ihre Erfüllung geglaubt, und wie ich gerungen, als sie immer blasser und blasser geworden und eine Stimme sagte mir: was du gesucht, das hast du nicht gefunden; dein Inneres ist zerissener denn je; — fort von hier, fort hinaus in die Welt! Und diese Stimme wurde immer mächtiger und immer mehr empfand ich die Wahrheit ihrer stillen, aber so eindringlichen, so klaren Worte. Ja, so war es, ich gehörte nicht mehr dahin, ich mußte hinaus, fort! Immer stürmischer ward es in meinem Innern, und ich mußte mir sagen — und was ich mir so selbst sagte, floß aus der Feder auf ein Blatt Papier — ich schrieb:

Sinnend sitz' ich in der Zelle;
Oede ist es hier und stumm. —
Hinter dieser Klosterschwelle
Träumt' ich ein Elysium;
Hofft' ich wiederum zu finden
Meiner Kindheit Paradies:
Daß des Zweifels Qualen schwinden —
Was man heilig mir verhieß.

Glücklich wollt ich wieder werden!
Finden das gepries'ne Loos,
Nur bestätigt hier auf Erden
In der Kirche Mutterschooß.
Leben wollt' ich nur der Tugend,
Die man mir gezeigt als wahr.
Ich entsagte meiner Jugend
Und verließ der Lieben Schaar.
Aber ach, was man versprochen,
Bisher fand ich es noch nicht;
Noch nicht ist mein Schmerz gebrochen,
Noch nicht scheint der Wahrheit Licht.
Kann die Schale doch nur trügen,
Findet sich in ihr kein Kern;
Und das Wort, es kann nur lügen,
Ist die wahre Deutung fern.

Was kann mir die Formel nützen,
Ist ihr Inhalt mir nicht klar;
Kann sie vor dem Irrthum schützen
Ist selbst, was sie birgt, nicht wahr?
Hände falten, Kniee beugen
Und der Lippen hohler Schall
Können Wahrheit nie erzeugen,
Lindern nicht des Zweifels Qual.
Prüfen will ich und erkennen
Was für wahr ich halten soll. —
Will ich's, wie ich's finde nennen,
Heißt man mich verwegen, toll.
Wollt' sogar ich blindlings glauben,
Thut doch die Vernunft mir Noth,
Und die will man mir ja rauben:
Ihr Urtheil, sagt man, ist todt.
Gebt ihr nicht, was ihr versprochen,
Löst ihr nicht den Widerspruch,
Dann sei mein Wort auch gebrochen,
Trifft mich dann auch euer Fluch.
Fort aus diesen dumpfen Räumen!
Fort aus dieser Todtengruft!
Fort! ich kann nicht länger säumen,
Denn der Geist des Lebens ruft!

So hatte ich geschrieben. — Mein Entschluß war gefaßt — ich ging hinunter und meldete dem Pater Director, daß ich meine gegebene Zustimmung zurücknehme und die Anstalt verlassen wolle. Er sah mich erstaunt an, dann frug er, wie ich so plötzlich zu diesem Entschlusse gekommen sei? Ich antwortete ihm, daß ich mir die Sache noch einmal überlegt und es so für besser finde. Als Grund, nach welchem er noch frug, gab ich an, daß ich der Ansicht sei, ich hätte für die Congregation keinen Beruf. Darauf erwiderte er mir, daß er diesen Entschluß für übereilt halte, und mir daher noch einmal einige Tage Bedenkzeit empfehle. Nach Verlauf einiger Tage möge ich wieder kommen und ihm meinen Entschluß dann mittheilen. Ich entgegnete, daß mein Entschluß unabänderlich sei, dennoch wolle ich die Sache noch einmal ernstlich überlegen. Aber nun war ich beinahe keine Stunde mehr frei von Bußrednern. Beinahe jede Stunde kam ein anderer meiner Mitschüler, besonders von denen, die sich mir etwas genähert hatten, und stellte mir alles Mögliche vor, um mich von meinem Entschlusse abzubringen. Das Hauptthema war stets die Verdorbenheit der Welt und die großen Gefahren, die mir für mein Seelenheil erwüchsen. So ging es einige Tage hindurch, bis ich zum Pater Director ging und ihm erklärte, daß ich diese Geschichte satt hätte; ich hätte meinen Entschluß aus freiem Antrieb gefaßt, und Zu= oder Abreden helfe bei mir gar nichts. Nun war ich frei bis auf einen, der mir aber nun beinahe den ganzen Tag zusetzte, weil er vom Director beauftragt war. Als nun seit meiner Austrittserklärung etwa acht Tage vergangen waren, ging ich wieder zum Director. Auf die Frage, wie ich nun gesonnen sei, erklärte ich, es bleibe beim Alten — also Sie bleiben wieder, unterbrach er mich, nein, war meine Antwort, es bleibt beim alten Entschluß; doch möchte ich ihn noch um eine Erklärung bitten, fügte ich hinzu. Auf die Versicherung seiner Bereitwilligkeit, mir diese zu geben, sagte ich: Hier, in dieser Congregation, habe ich, seit ich in derselben mich befinde, sehr viel und sehr ernst vom Berufe des Menschen sprechen hören, und wie gefährlich es sei, nicht nur für das Glück des Lebens, sondern sogar für das Heil der Seele, seinen Beruf zu verfehlen. Ich stände hier an einem Scheidewege. Gewiß, das müsse er zugeben, sei es von der größten Wichtigkeit für mich, zu wissen, ob ich für diese Anstalt, ob ich für's Klosterleben, ja ob ich überhaupt für den Stand eines katholischen Geistlichen Beruf hätte. Aber so viel und so ernst ich auch über diesen Punct hätten sprechen hören, nie wäre bestimmt worden, woran man den Beruf für ein solches Leben und in dieser Anstalt erkennen könne. Er möge nun so freundlich sein, mir zu sagen, woran ich meinen Beruf für das Leben und Wirken in der „Congregation zum heiligen Geist und unbefleckten Herzen Mariä" erkennen könne. — Er schwieg eine Weile, dann sagte er, es sei schon ein Zeichen dafür, daß der liebe Gott mich hierher in die Anstalt geführt. Ein bestimmtes Kennzeichen könne er mir für jetzt nicht geben, man

müßte abwarten. — — Er sagte es nicht offen, aber mir war es sofort klar: wer zu gebrauchen ist, hat Beruf. Dies konnte mich in meinem Entschlusse nur bestärken. Ich erklärte also nochmals, daß ich fest entschlossen sei, die Anstalt zu verlassen, weil ich die Ueberzeugung hätte, keinen Beruf für das Leben und Wirken in derselben zu haben. Gut, erwiderte er, und wann wollen Sie gehen? sobald ich kann, war meine Antwort. — Ich ging auf meine Zelle — der Würfel war gefallen. — Auch jetzt drängten sich wieder Etliche um mich heran, nicht mehr um mich zum Zurückbleiben zu bewegen, sondern um mir gute Lehren auf den Weg in die verdorbene Welt mitzugeben. — Das mußte ich mir gefallen lassen. Aber — es verging ein Tag, es vergingen zwei, mehrere Tage, ich wußte nicht, was daraus werden sollte. Der Pater-Director ließ mich wiederkommen und frug mich, wie es stehe? Ich will gehen, sobald ich kann, war meine Antwort. Haben Sie Reisegeld? frug er wieder; nein, ich habe nur noch etwas Weniges in der Kasse beim Pater Oeconomen. — Das erhalten Sie nicht zurück, sagte er, Sie können nicht verlangen, daß man Ihnen das Geld, was Sie da haben, noch zurückgibt, nachdem Sie die ganze Zeit über von der Anstalt Wohnung, Kleidung und Essen erhalten haben. — Aber ich muß doch Reisegeld haben. — Das ist Ihre Sache. — Nach einer Weile sagte er, in der Straße Lafayette sei eine Gesellschaft zum heiligen Joseph, welche den Zweck hätte, sich der verlassenen Deutschen in Paris anzunehmen, ich solle einmal dahin gehen. Ich lief hin; ich hatte mehrere Stunden zu gehen, endlich fand ich das Haus und verlangte den Pater Superior oder Director zu sprechen. Ein gemüthlicher Schwabe, der in einer betreßten Uniform aus einem frühern Jahrhundert stammend hier den Portier machte, sagte mir mit der größten Freundlichkeit, daß ich nur etwas warten solle und begann während der Zeit mir als seinem Landsmanne seine Lebensgeschichte zu erzählen. Es war sonst einer jener brummigen Schnurrbärte, wie man sie so häufig findet und er mochte wohl nicht jeden Besucher so freundlich begegnen; aber wahrscheinlich haben die Laute der Muttersprache ihn sofort weich und milde gestimmt. Der Director kam und ich trug ihm mein Anliegen vor. Nachdem er mich ruhig angehört, antwortete er etwas finster: junger Freund, wenn es sein müßte, könnte und dürfte ich Ihnen helfen, aber — ich thue es nicht. Gehen Sie hin und sagen Sie den Patres vom heiligen Geist und unbefleckten Herzen Maria, daß sie so gut wissen müssen als ich, daß jede derartige Gesellschaft beim Eintritt eines Neulings stillschweigend die Verpflichtung auf sich nimmt, falls er nach abgelegter Probezeit keinen Beruf für sie hat, dafür zu sorgen, daß er wieder wohlbehalten nach seiner Heimath komme. Gehen Sie hin und erklären Sie Ihren Herren Patres das von mir und sie brauchten mir Niemanden auf den Hals zu schicken. — Damit entließ er mich. Der gemüthliche Schwabe wollte seine Selbstbiographie fortsetzen, aber ich hatte keine Lust mehr zu hören; die

Freundlichkeit eines Portiers ist gewöhnlich diplomatisch und — ich hatte ja selbst keinen rothen Heller. — Ich ging weiter. Zu Hause angekommen, gab ich treulich wieder, was mir gesagt worden. Der Pater Director erklärte, daß er es dem Pater Superior sagen wolle, ich solle am andern Tage Antwort haben. — Als ich des andern Tages kam, lautete sie: ich erhielte kein Reisegeld; die Anstalt könne mir nicht auch noch Reisegeld geben u. s. w. Was soll ich denn nun thun? frug ich; er antwortete: Sie brauchen ja nicht fortzugehen, bleiben Sie hier. Das wollte ich nicht; ich erbat mir die Erlaubniß, noch einen Gang machen zu dürfen. Ich suchte den Gesandten meines Heimathsstaates und fragte ihn, was ich da machen solle. Seine Antwort war: „Ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich mit diesen Leuten nicht gerne etwas zu thun habe; wenn irgendwie möglich, so verschonen Sie mich damit.“ — Wieder kam ich zurück und ich stand auf dem alten Fleck. Da erklärte ich dem Director, daß, wenn ich auch kein Reisegeld hätte, und auch das Wenige, was von mir in der Kasse wäre, nicht erhielte, ich so fortginge. Das dürfe ich nicht, so ließe man mich nicht gehen, war seine Antwort

Die darauf folgende Nacht schlich ich heimlich aus meiner Zelle hinunter in den Hof und bestieg die Mauer, um zu sehen, ob ich vielleicht über die Mauer entkommen könne. Sie war von außen sehr hoch, es wäre ein gewagter Sprung gewesen. Eine Leiter, um sie von oben auf der äußern Seite hinunterlassen zu können, wußte ich nicht. Aber ich war fest entschlossen, falls der folgende Tag keine Aenderung brächte, es doch auf diesem Wege zu versuchen. Am andern Morgen kam Pater R...., der Bruder meines jüngst abgegangenen Freundes und frug mich, wie es steht. Als er den Sachverhalt erfahren, sagte er: „Nein, Sie sollen nicht bleiben, ich sehe selbst ein, für unsere Congregation sind Sie nicht berufen: auch draußen in der Welt können Sie ein braver Mensch sein. Warten Sie einen Augenblick.“ — Nach einer Viertelstunde etwa kam er zurück; er hatte sich vom Pater Superior aus der Kasse der Anstalt das für mich nöthige Reisegeld geborgt, und befohlen, es von seinem kleinen Vermögen, das er hatte und welches der Anstalt zu Gute kommen sollte, abzuziehen. „Da, sagte er, ist Reisegeld und reisen Sie mit Gott und leben Sie wohl!“ — Nur bei dem Mitbruder D...., der im Kinderrocke in die Anstalt gekommen war, wollte ich noch Abschied nehmen, — ich ging nach dem Hofe, wo ich ihn traf, gab ihm ein Zeichen, und wir umarmten uns zum letzten Male in seiner Zelle. — Gern hätte ich ihn mitgenommen. — Jetzt nur noch umkleiden, dann noch zum Pater Director, und — ich stand vor dem Thore auf der Straße — frei!

Ja, frei war ich in des Wortes vollster Bedeutung! Nur wer es durchgemacht, nur wer es selbst empfunden, kann das Gefühl kennen, das ich hatte, als ich im ersten Augenblicke wieder zum Bewußtsein kam, daß ich mir selbst wieder angehöre, wieder selbst über mich gebieten

könne. Was kümmerte es mich, daß man mir ganz schlechte Kleider gegeben — die ich hingebracht hatte, waren theils weggegeben, theils, in einer feuchten Ecke liegend, verdorben; ja, was kümmerte es mich, daß der Rock — als es Nacht wurde, mondscheinig war, und — durch die Hosen pfiff der Wind!

War ich nicht wieder reich, wie nicht leicht Einer? Aufjauchzen hätte ich mögen, es der ganzen Welt erzählen. Wenn sonst der ernste, vernünftige Mensch sich das Woher und Wohin vorstellen und beantworten soll, um auch keinen Schritt fehl zu gehen; ja wenn dieses gewiß nicht nur in moralischer, sondern auch in praktischer Hinsicht nothwendig ist, so war dieses doch bei mir in diesen Stunden nur nach der idealen Seite geschehen. Es genügte mir zu wissen, du bist wieder frei, allerdings nicht nur wie der Vogel in der Luft, sondern wie der Vogel auf dem Zweig. Nach meiner Heimath wollte ich wieder — was dann? das frug ich mich nicht. Was werden deine Angehörigen — die lieben Aeltern ruhten ja längst im Grabe — was werden alle die sagen, die dir bisher behülflich, auch dazu behülflich gewesen? Dies Alles fiel mir gar nicht ein. Alle meine Gefühle vereinigten sich in dem Einen: wieder freie, eigene Selbstbestimmung.

Aber sagt man nicht, keine Freude, kein Glück sei vollkommen? das eben sei das Zeichen der Endlichkeit, der Unvollkommenheit all unseres Empfindens und Denkens und Handelns, daß nichts rein, nichts ungetrübt sei? — Ja, man sagt es, und man hat auch wohl Recht. Auch durch mein Glück, durch meine Freude zog ein trüber Hauch, durch meinen Jubel ein Schmerzenston, der erst leise und dann immer stärker wurde. Nicht die Sorge um die Zukunft oder das Fortkommen war es; nicht der Kummer um das „was nun"? — Nein, es war — die große, große Täuschung. Mit welchen Gefühlen, mit welchen Hoffnungen, ja, mit welcher Sehnsucht war ich hierher gekommen! — Und nun? — Herumgepeitscht von Stürmen des Schicksals, hoffte ich hier, innerhalb dieser Mauern, fern von dem bunten Treiben der Welt, dem Edelsten — Wissenschaft und Religion — leben zu können. — Und nun? — war ich nicht wie verhöhnt? war ich nicht grausam geäfft? war diese Hoffnung nicht wie eine Blase zerplatzt? — mein Inneres von Zweifeln durchwühlt, von Zweifeln über das, was mir seit dem Erwachen meines kindlichen Bewußtseins das Heiligste gewesen; ich war hergekommen, um sie zu lösen, um die schwankenden Pfeiler meines bisherigen geistigen Lebens wieder zu befestigen. — Was hatte ich gefunden? — Die Zweifel hatten sich nur gemehrt, mehr als vorher waren die Grundsätze meines religiösen Lebens erschüttert, — durchfurcht und zerrissener denn je war mein Inneres.

Doch gerade aus dieser Täuschung in Betreff der Theologie erwuchs in mir eine neue, eine verstärkte Sehnsucht nach meinem Vaterlande. In der Anstalt hatte ich das große theologische Lexicon von Wetzer und Welte kennen gelernt und manchen Artikel darin aufgeschlagen und durchstudirt.

Ich wußte, daß man in Deutschland, wenn auch nicht überall, jedoch auf mancher deutschen Hochschule diese so wichtigen Fragen mit einer ganz anderen Gründlichkeit und Tiefe des Studiums behandelt. Wenn noch eine Möglichkeit da war, in dieser Beziehung Beruhigung zu finden, so konnte es nur in Deutschland, in meinem Vaterlande geschehen; — das wußte ich. Kein Plan war hierüber noch entworfen, nur der eine war schon früher bei mir fest gewe en, der Lösung dieser Fragen noch einmal einige Zeit und Mühe zu opfern und zwar als Schüler bedeutender, berühmter Theologen. — Oder war dieser Entschluß nicht zu billigen? — Vielleicht hätte mancher Practikus mir gesagt: laß das, seh' dich jetzt nach einem Broderwerb um und hänge die ganze Theologie an den Nagel. Aber das konnte ich ja nicht, es wäre mir für die Dauer rein unmöglich gewesen. Nein, sagte ich mir:

Nur Muth zum Kampf! noch einmal soll es gelten!
Noch einmal tret' ich muthig in die Schranken.
Mag mancher mich auch einen Thoren schelten:
Das hohe Ziel, es fesselt den Gedanken.
Durch Nacht nur wird zum Lichte vorgedrungen
Und durch den Kampf nur wird der Sieg errungen.

Es war noch früh am Tage, als ich meine Reisetasche, die ja so wenig enthielt, auf dem Bahnhofe, von wo ich abfahren sollte, abgegeben. Eile hatte ich ja nicht, Niemand in meiner Heimath erwartete mich, denn ich hatte es ja Niemandem angezeigt, daß ich den Ort, an welchem man mich für die Zeit meines Lebens physisch und geistig versorgt glaubte, verlassen wollte. Wenn ich daran denken wollte, so wußte ich nur zu gut, daß ich ein — unwillkommener Gast sein werde und daß die, welche mir am nächsten standen, mir auch zuerst mit jenem zwar praktischen, aber doch oft störenden „was nun?" entgegenkommen werden. Aber daran dachte ich gar nicht, wollte nicht daran denken. Meine Tasche hatte ich abgegeben und nun war ich frei und leicht; und wo hätte ich am besten wieder den großen, bunten Weltmarkt betreten und mich unter die treibende Menge mischen können, als in der Weltstadt? — Dieser Tag gehörte auch Paris. Ich besuchte die merkwürdigsten Puncte, indem ich mir einen müssigen Soldaten zum Führer nahm. War ich doch sonst nur dahin gekommen, wo ich mit den Anderen und von den Anderen hingeführt worden war. — Abend eilf Uhr fuhr ich weg.

Ein bedeutendes Stück Leben und Erfahrung lag hinter mir. Ein neues sollte beginnen. — Paris und seine enge Zelle lag hinter mir; das neue Stück sollte wieder auf dem Boden meines Vaterlandes spielen.

Schöllhorn

Druck des Buchdrucker-Vereins der Provinz Hannover,
eingetragene Genossenschaft, in Hannover.